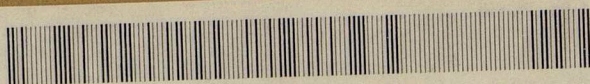

Großstadt-Geheimnisse

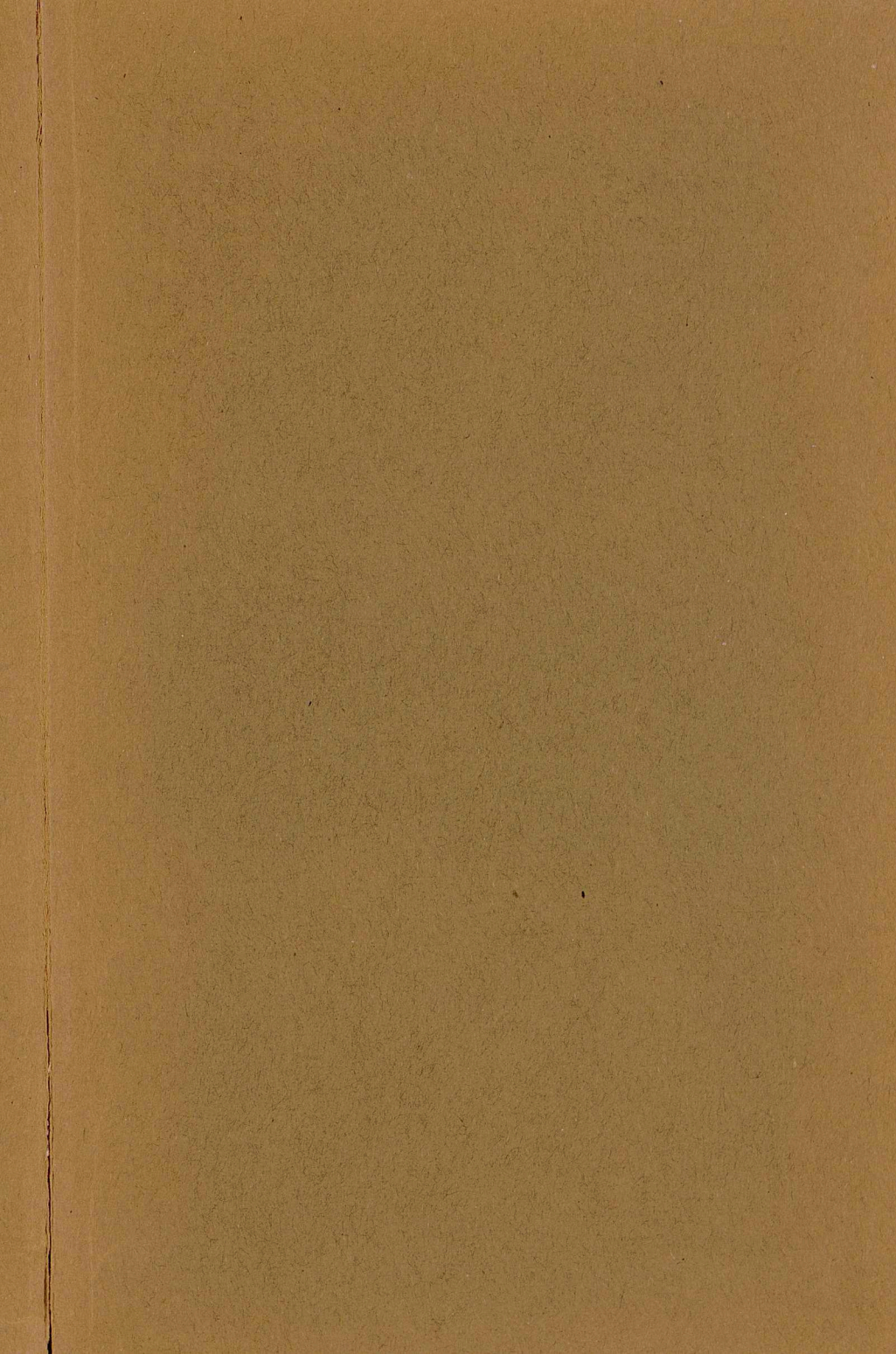
Stadt-
nisse

er und
Meine
Groß-
stadt-
nisse
enger
am
enger

V17 D38-5



17D38-5.



192

Im Sittenspiegel der Großstadt

552

Fünfter Band:
Großstadt-Geheimnisse

Im Sittenspiegel der Großstadt

Gesammelte Großstadt-Dokumente

Herausgegeben von

Hans Ostwald

Fünfter Band:
Großstadt-Geheimnisse



Berlin und Leipzig
Verlag von Hermann Seemann Nachfolger

Großstadt-Geheimnisse

Der gesammelten Großstadt-Dokumente
fünfter Band

Die Wucherer und ihre Opfer
• Meine Klienten • Groß-
stadt-Sozialismus • Der Ham-
burger „Junge Mann“ • Der
Hamburger Hafen • • • • •



Berlin und Leipzig
Verlag von Hermann Seemann Nachfolger



hbk

1968. 151

————— Großstadt-Dokumente. —————

Band 39.

Herausgegeben von Hans Ostwald.

Band 39.
—————

Der Hamburger » Junge Mann «

von

Triton

5. Auflage.



Berlin NW. 87, Wullenwebersstr. 8.
Verlag von Hermann Seemann Nachfolger.



Alle Rechte, auch das der Uebersetzung, vom Verleger vorbehalten.
Druck von J. Gammig Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

hwk

1968. 157

Vorrede.

Hamburg, das wirtschaftliche Emporium Deutschlands, nennt sich mit bewußtem Stolz die Stadt des Kaufmannes. Dieser Stolz ist die Tradition des HansaStaats, das in einer Jahrhunderte alten Geschichte das Bewußtsein des Eigenwertes in Reinkulturen züchtete.

Selbst der zentralisierenden Gewalt der Reichsgründung hielt es stand. Es wollte eine Sonderstellung behaupten, die nicht zum geringsten Teil in der republikanischen Staatsordnung Ausdruck fand, dem Reich und insbesondere dem militärischen Preußen gegenüber die Stadt des Handels sein und bleiben und seine eigene Kultur bewahren. Eine Kultur, die weit davon entfernt ist, historisch geworden zu sein, heute vielmehr in ursprünglicher Kraft lebendig ist und wirkt.

In Hamburg ist der Kaufmann der Herr. Und Kaufmann ist jeder, der zur Börse geht. Tue ers, um zu kaufen, zu verkaufen oder als Makler zu vermitteln, oder um Rechtsbeistand zu leisten. Wer nicht zur Börse geht, ist entweder Krämer oder im entsprechenden Abstand Literat, Zeitungsschreiber, Schauspieler oder sonst ein Künstler.

Zimmerhin erwartet man auch aus dieser Gesellschaft von Zeit zu Zeit einen Vertreter an der Börse zu sehn, denn Gedichte sind ja auch Ware, und gesammelte Feuilletons oder Romane müssen nach kaufmännischen Grundsätzen an den Verleger gebracht werden.

Allein das Militär ist vom Börsenbesuch dispensiert. Es darf, ohne Einbuße an Wert bei der Gesellschaft, sogar zur Börsenzeit am Jungfernstieg promenieren, wenn es der

Dienst ihm gestattet. Es ist dennoch von Rang „Einem ehrbaren Kaufmann“ gesellschaftlich beigeordnet. Wer also nicht Kaufmann oder Militär von Rang ist, ist in Hamburg überhaupt nichts; — es sei denn ein voluminöses Bankkonto vorhanden.

Wie die Alten Jungen, so zwitschern auch hier in Hamburg die Jungen. Schon die Stellung des Lehrlings verleihet die *praedestinatio universalis*, allerdings vorerst in modo embryonale. Aber der Lehrling wächst rasch zur Bedeutung, wenn er erst „Junger Mann“ wurde. Sein Traum ist nun, Prokurist zu werden. In diese Stellung eingerückt, träumt er nicht mehr von weitem Erfolgen, sondern bereitet sie mit Bewußtsein und Berechnung vor.

Im Café

Die Eingeborenen des engern und weitem Vaterlandes scheiden sich auch hier, je nach Tages-, Nachtzeit oder Neigung von den Ausländern, die in Hamburg perfekte business men werden wollen.

Der eingeborene Hamburger und der Binnenländer besucht, wenn überhaupt, nach der Börse das Café Belvedere; hier kennt ihn jeder Kellner, hier findet er seinen Tisch, seine Berufsgenossen, Zeitungen, einen vorzüglichen Kaffee, Kuchen, ebenso umfangreich als wohl-schmeckend und billig — und last not least Gelegenheit, aus den ziemlich laut geführten Gesprächen der Chefs und Prokuristen manchen Tip zu erhaschen. Auf den guten Tip kommt viel an. Börse und Bureau liegen ihm meistens in nächster Nähe, so daß sich der „Junge Mann“ im Belvedere heimisch fühlt. So ganz unter seinesgleichen. Selbst am Billard hat er keinen Champion zu fürchten. Die Spieler bevorzugen statt der eleganten Feinessen eine möglichst geräuschvolle Unterhaltung. Besondere „Füchse“ werden mit Hallo begrüßt. Außerdem kann man im Belvedere auch „deutsch“ sprechen, ohne aufzufallen. Einmal möchte man ja schließlich auch in der Normalsprache eine Stunde lang reden dürfen, ohne gleich bei den Kollegen rapide in Achtung zu sinken.

Die Sportsmen bevorzugen den Aster-Pavillon; hier haben sie Nachmittag den Seitengang und die Nischen offupiert. Fremde und Unberufene verirren sich nicht in den Seitengang, in dem man weder gesehen wird, noch viel sehn kann.

Die einzelnen „festen Tische“ schmückt eine Flagge in den Farben des Clubs. Im Sommer kann man noch eine Harmonie der Flaggenfarben mit den Strohhutbändern konstatieren.

An den „festen Tischen“ wird eine große Exklusivität gewahrt. Wer nicht zur Junft oder zum Klub gehört, hat keinen Zutritt. Die Herrschaften wollen unter sich bleiben, um den Faden des Gesprächs von gestern oder vorgestern wieder aufnehmen zu können. Vorwiegend dreht sich die Unterhaltung um Sportsachen. Die Berühmtheiten der Ruder- und Tennis-Klubs werden gefeiert, ihre Tricks erklügelt und die Chancen der nächsten sportlichen Veranstaltungen erwogen. Vom eigentlichen Fachsimpeln hört man nicht allzu viel. Geschäfts-Geheimnisse werden nicht ausgeplaudert. Das verbietet der kaufmännische Geist, der in der ganzen Tafelrunde steckt. Höchstens gibt einer oder der andere eine Geschichte zum besten, wie er sich gegen seinen Prokuristen „fürchterlich erdreistete“. Es versteht sich am Rande, daß in dem geschilderten Streite der Prokurist den Kürzern gezogen hatte. Einmal zu diesem Thema gelangt, weiß jeder von sich gleiche Heldentaten zu berichten. Und die Corona resolviert schließlich, daß alle Prokuristen Menschen-schinder seien. — Dieses Urteil bleibt solange in Geltung, bis einer der Gesellschaft selbst in diesen Rang aufrückt. Von dieser Zeit an beginnt man von Ausnahmen zu sprechen.

Abweichend von den Sitten der farbentragenden Klubs, konsumiert die kommerzielle Tafelrunde vor allem

Kaffee und Kuchen. Das Bier ist etwas verpönt. Im höchsten Falle schwingt man sich zu einem Kavaliere-Pilsener auf, weil der Name soviel Relief gibt. Allerdings muß man bei dieser Vornehmheit etwas leiden, denn das Kavaliere-Pilsener wird zwar in eleganterem, dafür aber kleinerem Glase serviert. Nun, auf das Quantum kommts ja nicht an.

Außer an den festen Tischen wimmelt es ja natürlich im ganzen Café von „jungen Männern“. In der Glasveranda sitzt beispielsweise nachmittags eine ganze Fremdenkolonie, die abends bisher bei Ott ihr Rendezvous hatte. Diese Herrschaften sind ungeniert, als ob sie die ganze Welt nichts anginge. Besonders Einsichtige legen dieses dem fremdländischen Temperament zur Last, minder Einsichtige aber haben dafür das deutliche Wort „grobe Rücksichtslosigkeit“. Auf mißbilligende Laute reagieren die Ausländer nicht. Wer ihre „Eigenart“ nicht kennt, wird oft glauben, daß es in den nächsten Minuten eine solenne Prügelei geben müßte, so lebhaft unterhalten sich die Deutschen. Aber sie machen sich nur mit Temperament irgend etwas klar.

Sie sind von einer Seßhaftigkeit, daß sie der Schrecken aller Kellner werden. Die „Hungertürme“ plündern sie rasch und schmerzlos, aber sie verzählen sich in der temperamentvollen Gast oft, wenn die Anzahl der verzehrten Kuchen festgestellt werden soll. Und weil sie naturgemäß immer im Streit mit den Kellnern sind, so rächen sie sich durch Abzüge am Trinkgeld.

Im Winter spazieren die Herrschaften gewöhnlich von der Veranda ins Billardzimmer, vorher studieren sie aber erst ihre heimischen Zeitungen durch, deren Riesenumfang bis zum dritten Tisch in der Nachbarschaft störend empfunden wird. Haben sie irgend etwas Interessantes in der Zeitung gefunden, dann lösen sie sofort

die heimische politische und soziale Misere — und geben ein anschauliches Bild von einem exotischen Parlament. Fehlende Pultdeckel verhüten es, daß dem Gegner die Argumente mit entschiedener Energie klargemacht werden können. Deshalb muß sich der Groll auf dem Billard entladen. Der Spieler pflegt immer am besten zu sehn. So reklamiert er erzielte Karambolagen für sich, selbst wenn die Bälle mit dem Mißtrauen der einzelnen Balkanstaaten entfernt von einander Bänderreisen gemacht hatten. Da aber das Prinzip des guten Sehens von allen gleichmäßig reklamiert wird, so erhebt sich gegen Schluß der Partie eine sehr ernsthafte Debatte über die Verpflichtung des Zahlens. Der Verlierer hält sich so sehr übervorteilt, daß in ihm der Gerechtigkeitsinn offene Rebellion gegen die Landsleute proklamiert. Ohne zu einer Einigung gekommen zu sein, nur höchlichst beleidigt, stellt er mit heroischem Ruck das Queu in die Ecke, so daß es unbedingt hinfallen muß, schimpft, gestikuliert — und rückt aus. Die andern sollen zusehn, wie sie mit dem Zahlkellner fertig werden. Abends, bei Ott — und seit dieses Café renoviert wird, im Imperial — wird sich schon ein außergerichtlicher Akkord finden lassen.

Im Frühjahr und Sommer okkupieren die „Ausländer“ mit großer Gewissenhaftigkeit die besten Plätze im Palmenhain vor dem Asterpavillon. Hier dürfen ihre Beine eine ungeahnte Expansionspolitik treiben. Die niedrigen, bequemen Korbsessel gestatten den Pedalen ein ungehindertes Ausstrecken. Die Passanten mögen selbst zusehn, wie sie die Hindernisse am sichersten nehmen. Für die Tauben des Pavillons haben die vorgestreckten Füße nichts Abschreckendes mehr. Sie spazieren auf ihnen, wie auf Leitern. Und außerdem schützen die Beinkleider die Straße vor Unreinlichkeiten.

Nachmittags zwischen 2—5 Uhr wird täglich vor dem Pavillon photographiert. Da fühlen sich die Ausländer. Sie flankieren alle Gruppen — und kommen somit auf jede Ansichtskarte.

Früher war Café Ott der Versammlungspunkt des Abends. Die Kellner kannten alle Besucher, — und die Kapellmeister die unterschiedlichen Heimatsklänge. Gerade die Musik fesselte die Fremdenkolonie am meisten. Und zwar aus verschiedenen Gründen. Sie begünstigte manchen Spaß — und machte die begleitenden Hörerinnen träumerisch durch das Biljalied aus der Lustigen Witwe — oder, wenn die Uhr auf 12 ging, durch Schumanns süße Träumerei. Ach — wie schmachten da die Mädchen, wie sind sie dann hingebend in der Gebärde.

Seit Café Ott geschlossen ist, pilgern die Ausländer ins Imperial. Bersteigen sich zur Musik rauf — oder in die Bar im Unterirdischen. Oben bei der Musik sitzt man vergnügt in der Box — und lacht den Gästen im Café ins Gesicht, oder aber, man kümmert sich um die ganze Welt nicht, sondern widmet sich ganz der Begleitung. Allerdings hat man sehr aufzupassen, daß das „Kind“ sich nicht in den „südlichen“ Kapellmeister verguckt, der alle Register der Dirigenten-Gymnastik zieht, wenn es ihm lohnend scheint.

In ein gesondertes Kapitel würde eigentlich der „Junge Mann in der Bar“ gehören. Doch bei dem nahen, nicht nur örtlichen Zusammenhange zwischen Café und Bar, sei er hier zugleich geschildert.

Wir müssen zwischen der Imperial und der Viktoria-Bar unterscheiden. Jene ist räumlich beschränkt und unterirdisch. Ihr Luxus ist entsprechend gemäßigt — ihre Anreizung hinter dem Bartable bescheidener. Der Mixer scheint hors de concours sein Amt zu verrichten, die Heben rechnen gar nicht darauf, viel zu „erben“.

Das Publikum rekrutiert sich aus Bonvivants des Kontors, die aus der ersten Etage des Café Imperial von Zeit zu Zeit, um sich einen Zug zu machen, in die Bar herunterfallen.

Anderes ist mit der Viktoria-Bar. Sie ist weltstädtischer aufgemacht. Sie spekuliert auf Sektundschaft. Neben den Habitués vor den Bartables, sitzen in den Box die jungen Leute von Rang und Stand. Gewissermaßen der Extrakt aus dem Hamburger Gotha. Schwere Jungens, im kapitalistisch-technischen Jargon ausgedrückt. Hier werden die seltsamsten Mischungen ausgeknobelt — und einfache Whisky-Schlucker als Abfall behandelt. Die Kellner servieren mit den Alluren der Pariser Garçons, die Musik ist gedämpft, diskret — und die Unterhaltung „vornehm“. Die Heben sind von hohen Graden, äußerst geschickt in der Fassade zurecht gemacht — sie „erben“ mit Diskretion — aber viel. Der „Junge Mann“ erscheint hier in Dress au dernier cri de la mode, sogar „Monokel“ sind geduldet, wenn sie nur mit Glan getragen werden.

Portokassentkavaliere finden hier keine Gelegenheit, den verfluchten Kerl zu spielen, dazu wirft die Postabrechnung nicht genug ab.

Die Ausländer spielen in der Viktoria Bar keine hervorragende Rolle, weil sie sich hier doch nicht temperamentvoll ausleben könnten. Soviel auch der Hamburger dem Ausländer nachsieht, hier würde er ihm den „Ton“ nicht gestatten, der ein unbedingt notwendiges Requisite des halberotischen Vergnügens zu sein scheint.

Privatmittagstisch

Neben den kommerziellen Interessen des Hamburger „Jungen Mannes“ nimmt die Sorge um „hübschen viel und hübschen gut Essen“ den zweiten Rang ein. Ja, die Erhaltung des Adams durch Speise und Trank rangiert sogar noch vor dem Sport.

So kann es nicht verwundern, daß sich in Hamburg eine Institution des Privatmittagstisches ausgebildet hat, wie sie weder in Berlin, noch in irgend einer andern deutschen Stadt zu finden sein dürfte.

In Berlin speist der kaufmännische Angestellte vorwiegend in den Massenabfütterungs-Restaurants, in denen die Portionen der Fläche nach umfangreich gezogen aussehen, dafür aber an Tiefe und Dicke alle Wünsche offen lassen. Es wird ja in der Hauptsache auf Bierkonsum spekuliert, dem beim Essen durch reichliches Würzen mit Erfolg nachgeholfen wird.

Solche Spekulation würde sich in Hamburg nicht bezahlt machen. Dies ist auch der Grund, weshalb hier Mischingersche Quellen nicht aufgemacht werden können. Der Hamburger „Junge Mann“, an dessen Arbeitskraft das Geschäft und der Sport die erheblichsten Anforderungen stellt, will und muß gediegen essen — und mit Rücksicht auf das Training wenig trinken. Er kann sich also nicht einem Trinkzwang unterwerfen. Die Privatmittagstische

kommen diesen Wünschen des „Jungen Mannes“ in außerordentlicher Weise entgegen.

In der Nähe der Börse haben sie sich zum Großbetrieb aufgemacht. Den bedeutendsten und frequentiertesten Privatmittagstisch findet man am Plan, zwischen Pforte, Siechen und Lünsmann.

Die „Lage“ allein verpflichtet ihn — denn Pforte ist das Paradies der Schlemmer, Siechen die Zuflucht der im Vollen Genießenden — und Lünsmann der Aestheten unter den Hamburgischen Feinschmeckern. Aber diese Tripelallianz kocht nur für die, denen das Leben ein Riesen- oder mindestens überlebensgroßes Bankkonto als Beipack bescherte.

Der Privatmittagstisch, wie er für den Hamburger „Jungen Mann“ existiert, schafft einen standesgemäßen Ausgleich zwischen den teils angeborenen, teils anerzognen Neigungen nach „büschen viel und gut Essen“ und dem finanziellen Können.

Wenn wir ein Privatmittagstisch-Institut betreten (das Gehlertsche am Plan ist wohl das renommierteste), so werden wir, als „Fremde“, über den Betrieb sehr erstaunen. Die Zwischenstufe zwischen Restaurant und Privatstisch ist vortrefflich gewahrt. Im Korridor ist die große Garderobe eingerichtet, die von einem freundlichen Haushüter bewacht wird. Bei dem raschen Gehen und Kommen ist für den Neuling die Orientierung ohne den Hausgeist fast unmöglich, denn die Garderoben der Hamburger „Jungen Leute“ gleichen sich äußerlich sehr.

Die Stammgäste und Pensionäre pflegen gewöhnlich schon beim Eintritt ihre Hebe zu begrüßen, ehe sie sich an einer der langen Tafeln, oder an einem kleinen Tischchen niederlassen. Schnell, wie es hier geht, ist ihnen der Serviettenring hingelegt. Je nachdem die Börsenzeit vorgerückt ist, wird rascher oder langsamer

gespeist. Die Auswahl ist zwar nicht sehr groß, aber dafür sind die Speisen vortrefflich zubereitet und reichlich. Vor allem aber herrscht die peinlichste Sauberkeit. Ein Trinkzwang besteht nicht. Nach dem Essen gibts ja Freikaffee. Wer aber seine alkoholischen Gelüste gar nicht im Zaume halten kann, muß mit kleinen Gläsern, für die auch nur kleine Preise in Ansatz kommen, vorlieb nehmen. Die „Bessern Jungen Leute“ halten sich eine Flasche Wein, die ihnen sorgsam verwahrt wird, solange noch ein Tropfen in der Flasche ist.

Ein Trinkgeldzwang, wozu ja der Usus im Restaurant ausgeartet ist, besteht ebenfalls nicht. Ja, es wird sogar vom Besitzer nicht gern gesehen, daß einem Serviermädchen im Laufe des Monats ein Trinkgeld zugesteckt wird. Sie muß es dann auch in die Sammelbüchse geben, die gewöhnlich am 1. des Monats, wenn die Rechnungen bezahlt werden, auf den Tisch gestellt wird. Jeder Tischgast gibt da nach Gutdünken. Niemand kontrolliert ihn oder kann es erfahren, wieviel er in die Büchse warf. Der Inhalt der Büchse wird unter die Serviermädchen gleichmäßig verteilt.

Die Bedienung ist dementsprechend aufmerksam und freundlich, aber nicht kellnermäßig servil, — und auch die Bedienten vergessen nie, sich dementsprechend zu benehmen.

Es wäre etwas so Ungeheuerliches, wenn sich ein Gast dem Serviermädchen gegenüber eine Freiheit herausnehmen sollte, daß der Fall gar nicht auszudenken ist.

Ists Zeit geworden, zur Börse zu gehen, — so schrillt eine Glocke los. Die Speisenden lassen dann eben alles stehn und liegen —, denn die Pflicht ruft sie — und da muß sogar das Essen den Vorrang lassen.

Das ist ja auch wohl das am meisten Charakteristische am Hamburger „Jungen Mann“, daß er trotz Sport

und Flirt doch immer das Geschäft als das Höchste achtet.

Man könnte einwenden, daß er dadurch für das künstlerische Leben nicht zu viel Interesse übrig behalten kann, doch das ist eben nicht zu ändern.

Alles kann nicht beisammen sein.

Die Ausschaltung des Trinkzwanges ist für das wirtschaftliche Fortkommen des Hamburger „Jungen Mannes“ naturgemäß von nicht geringer Bedeutung. Denn was er mittags unterläßt, übt er tagsüber nicht. Und wer nur einigermaßen weiß, wie sehr das Trinkgeldschmeißen die Eitelkeit aufstachelt, der kann sich leicht ausrechnen, was der „Junge Mann“ in einem Jahre an direkten Lebensmittelsteuern hier spart.

So ist die Institution des Privatmittagisches ein Segen für den Hamburger „Jungen Mann“ — und mit seinem Wesen allmählich zu einer untrennbaren Sache verbunden worden.

Auf dem Jungfernstieg

Der „Jungfernstieg“ ist für den Hamburger „Jungen Mann“ der „Zentralpunkt“. Hier trifft er Alle und Alles, was seine Interessen in irgend einer Weise erregen kann.

Zwar, der Jungfernstieg ist nicht lang, er zählt zudem eigentlich nur vom ehemaligen Café Ott bis zum Reesendamm. Was darüber ist, ist vom Uebel und gilt nicht mehr als offiziöse Promenade.

Vom Gänsemarkt bis Ott (seligen Angedenkens) kann man sich noch mit Reflektionen beschäftigen, z. B. was man heut noch zu tun gedenke u., — aber sowie die freie Straße auftaucht, hat man die Augen offen zu halten.

Wen man nicht auf der Börse traf, den trifft man hier sicher. Die Dresdner Bank ist ja kein geringer Anziehungspunkt für die angehenden und fertigmern Handelsbessenen.

So zieht man denn in auffälligem Takt des behaglichen Genießens die kurze Straße auf und nieder. Die Augen wandern suchend nach rechts und links, ob vielleicht von der Dampferhaltestelle irgend jemand kommt, den man auch noch begrüßen will.

Und dann die Fremden, die business men von „drüben“ überm großen Teich. Die und andere offi-

zielle Persönlichkeiten sieht man doch nur vor Streit oder dem Hamburger Hof, wenn man sie überhaupt sehen will. Aber das ist natürlich gar keine Frage, daß einen Hamburger „Jungen Mann“ ein „gemachter Mann von drüben“ selbstverständlich in höchstem Maße interessieren muß.

Die Mittagspausen verschlendert man also am besten am Jungfernstieg. Man plaudert hier ein paar Minuten, bleibt dort ein bißchen stehen, stattet dem Pavillon eine kurze Orientierungsvisite, schreitet die Parade unter Palmen ab, kommt womöglich auch auf eine „Platte“.

Wem das Glück lächelt, der sondiert mittags auch schon mit Erfolg das Terrain für den Abendbummel. Denn die kräftigsten Grundsätze hindern natürlich den „Jungen Mann“ nicht, Umschau unter den Töchtern des Landes zu halten. Es hat schon manche in den Arkaden ein Glück auf Kündigung gefunden.

Treffen sich zwei „Kollegen“, so werden sie mit unfehlbarer Sicherheit sofort ein Gespräch übers Geschäft oder über Sport beginnen. Und beide Themata sind dem „Jungen Mann“ unerschöpflich. Es gibt immer zu kritisieren, zu planen, zu tadeln und zu loben. In der Hauptsache allerdings — Heldentaten gegen den Profuristen zu berichten.

Im Laufe des Arbeitstages ist die Klöhnzeit auf dem Jungfernstieg für einen rechtschaffnen jungen Mann natürlich sehr kurz, die Mittagzeit ist nicht sehr groß.

Dagegen hat der Hamburger „Junge Mann“ vor dem im Reiche, und speziell in Berlin, etwas Besonders voraus. Er beginnt sein Tagewerk nicht schon um Mitternacht, sondern erst um 9 Uhr vormittags. Früher öffnet ein Geschäft, das etwas auf sich hält, schon gar nicht.

Das eigentliche Leben entfaltet der „Junge Mann“ auf dem Jungfernstieg erst nach Geschäftsfluß. Da kann er leichten Herzens sogar die Dresdner Bank ignorieren, — da sucht sein Blick nur das ewig Weibliche. Er promeniert mit einer unendlich beharrlichen Ausdauer — jetzt von der Hermannstraße bis zum Gänsemarkt, — und er läßt die Blicke schweifen. Dort die Braune — hier die Blonde. Vor Kempinski faßt er Posto. Erstens macht sich das nicht übel und erleichtert die Präliminarien, zweitens ästimiert man Kempinskis Hund immer gern — denn der Hund ist ein Prachtstück, und Kempinski sieht es gern, — drittens hat man von Kempinski aus den ganzen Blick durch die Alsterarkaden — und die sind geradezu ein Jungbrunnen für Hamburger Schönheiten, so „ins Geschäft“ sind — nöth? und auch, was vom Reesendam und Rathausmarkt kommt, ist gezwungen, hier „längs“ zu kommen.

Am Neuen Wall und Hohe Bleichen bilden sich Konventikel, theils gemischt, theils ungemischt. Beide Straßen sind ja die Hauptverkehrsadern, — und in den Detailgeschäften bevorzugt man auch in Hamburg die jungen Damen. Haben sie sich gefunden, so wird je nach der Veranlagung und der Generosität des jungen Mannes Beratung vor Kempinski, vor Neuen Wall oder vor Große Bleichen gehalten, — oder aber, es geht, besonders bei vorgerücktem Monatsdatum direkt — ins Automaten-Restaurant und Café. Auch da kann es unter Umständen ganz nett sein, — schon deshalb, weil man gegen unvorhergesehene Gelüste der Begleiterin geschützt ist. Sie muß vorher ansagen, was sie will, — und dann ist ein ebenso liebenswürdiges wie entschiedenes Ritardando immer mit Diskretion anzubringen.

Die nach St. Pauli zu pilgern gedenken, nehmen den Weg über die Kolonnaden, — um an schönen

Sommerabenden durch die reizende Berg-, Tal- und Wasserlandschaft per pedes apostolorum den Weg zu nehmen.

Aber nicht alle jungen Männer werden vom Schicksal so sehr begünstigt. Viele müssen nach anhaltendem Bummel solo in den Abendprivattisch, der sich nur in der Speisenzahl vom Mittagisch unterscheidet.

Um 10 Uhr ist der Jungfernstieg leer. Nur vor dem Mster-Bavillon sitzt die lebende Mauer, — unter Lorbeer und Palmen, — und labt sich an Sorbet, Mazagran oder Pilsener.

Platzmusik

Ein guter Bürgermann mag keine Soldaten leiden, doch ihre Musik hört er gern. Diese Variante ist niemals mehr zu Recht im Gebrauch, als bei der wöchentlichen Platzmusik, die Mittwochs auf dem Rathausmarkt Alt und Jung zum regelmäßigen Stellbichlein versammelt.

Wen sein Weg nur so von ungefähr, ohne Absicht am Denkmal Wilhelm I. zu dieser Zeit vorüberführt, der wird, ist er ein eingeborener junger Mann, sofort den Schritt verlangsamten, — um einige Minuten Kunstgenuß mit auf den Geschäftsweg zu nehmen. Des Reliefs halber gibt er sich natürlich als Kunstverständiger — und das tut er also: Er wartet, bis er an eine interessante Gruppe herankommt. Interessant sind zum Beispiel exotische junge Leute, mit denen doch in Hamburg dem Sand am Meere Konkurrenz gemacht werden kann. Doch die trifft man auch anderswo. Interessant sind ferner auch alte Seebären, denen man es auf hundert Schritt Entfernung ansieht, daß sie feste Planken noch nicht allzu lange unter den Füßen haben. Aber am interessantesten sind natürlich die jungen Damen, ob sie nun Ladies, Girls, Kinderchen oder Mädchen benamset werden, — es ist alles gleich. Sie sind eben interessant — und zu ihnen gesellt sich der kunstverständige

„junge Mann“. Erst tut er natürlich so, als seien ihm alle Jungfräulein Luft — eitel Luft, er geht dicht an sie heran — oder sprengt die Gruppe — und horcht mit intensivster Aufmerksamkeit auf die Musik. Schlägt mit den Füßen ein paar Takte zu —

Ah, Verzeihung, gnädiges Fräulein, habe ich Sie mit eins getreten? Ich schlug so unwillkürlich Takt. Die spielen nämlich gar nicht im Takt — und das störte mich so. Die „Meditation“ muß ja ganz anders gespielt werden, nöch? Wie meinen Sie? — Ja, die Meditation von Gounod ist's. — Eigentlich hat sie ja Bach geschrieben, nöch? — aber der hieß sie nur Ave Maria. — Ob ich Musiker bin? — Nein, gnädiges Fräulein. Gott, man versteht eben was davon. Und Sie —? Klavier also. Hätte ich mir ganz gut denken können, nöch? Wieso? Na, gnädiges Fräulein haben ganz reizende Fingerchen — und mit denen muß man eben Klavier spielen können. Da müssen ja die Tasten direkt entgegengelassen kommen. — Hi hi hi hi — husch — waren die „gnädigen Fräuleinchen“ fort — und lachten und kicherten — und schämten sich — und freuten sich über die Komplimente.

„Was für Gänse das sind“, sagte darauf der Kunstkenner — und zieht weiter.

Vor dem Denkmal flanieren die großen Mengen. Die kommen regelmäßig. Hier ist ihre Promenade, auf der sie sehn und gesehn sein wollen. Dem einen, dem bekommt's zur Verdauung gut, der andre weiß nicht, was er mit den freien Stunden anfangen soll. Und schließlich hört man doch Musik — und trifft Bekannte. Dieser drängt sich suchend und spähend durch die Passanten — er hat heute hier ein Rendezvous. Gestern Abend hat sie es ihm mit tausend Eiden zugeschworen. Auf

dem Dampfer. Da standen sie in der Menge eng eingekleidet. Das war himmlisch. Und kurz vor Uhlenhorst, wo er aussteigen mußte, da hatte sie noch rasch geflüstert: Morgen — bei der Platzmusik — am Rathaus. Nicht vergessen.

Es ist zum Verzweifeln. Daß er sich gerade heute verspäten mußte, das war ihm besonders unangenehm. Wenn sie nun gar schon fortgegangen wäre — wem kann man denn zumuten, solange zu warten. Ein Viertel nach Drei. Sicher ist sie schon weg. — Und er stürmt wie ein Wilder um das Denkmal herum — und er erwünscht seine jungen Jahre — und — die wenigen Minuten hätte sie schließlich auch noch warten können. Sie ist sicher nicht gekommen. Solch eine Gemeinheit. Er würde ihr aber schreiben. Er sei ein Mann — und lasse sich nicht zum Narren halten. Gott, wie er schwitzt, — nicht angucken wird er sie mehr. — Aber da, wie wird ihm — sein Herz droht zu springen — o Seligkeit aller Seligkeiten — sie steht ja vor ihm und lächelt ihn so süß an. Vor seinen Augen tanzen Perlen — wie sieht das Mädchen süß aus, für ihn, für ihn ganz allein hat sie sich so geschmückt.

„Hab ich Dich so lange warten lassen?“

Er hört nicht, was sie sagt — er sieht nur; seine Augen trinken die junge Schönheit — er nimmt ihre Hand und zieht sie aus dem Gewühl — von den Menschen fort. Er will sie, nur sie allein sehn, hören, sprechen.

Das junge, selige Glück!

Und der Strom der Menge flutet auf und ab — und immer neue Klänge tönen vom Denkmalplateau herunter.

Ischaitowſky, Wagner, Bizet, Waldteufel — die Reihe iſt bunt. Jedem Geſchmack ſoll etwas gebracht werden. Soeben ſind erſt die Götter in die Walhalla eingezogen, — und nun hebt mit einem Male Straußens hüpfender Fledermaus-Walzer an. Das junge Volk träumt ſofort von Bällen und Tänzen, vom endloſen Walzen, heimlichem Flirt und dem himmliſchen Nachhauſegeh'n, wobei man ſo wunderſein in der Erinnerung noch einmal alles durchleben kann.

Dort ſtehen drei hoffnungsvolle Handelsbeſliffene und ſtreiten über die Konjunktur. Sie waren auf der Börſe und haben ſich dort das Büchlein mit Notizen und die Schädel mit Hoffnungen auf einſtigen Reichthum geſpielt. Ihnen iſt die Muſik da oben wirklich Nebenſache, ſie bietet ihnen nur Gelegenheit, ſich zu treffen, und unbemerkter, als auf der Straße ſonſt, zu ſchwäzen. Aus allen Schichten und Bevölkerungsklaſſen ſind Vertreter da. Arbeiter im Mittel; Kindermäddchen, die ſich nach angenehmen Poſitionen bei freundlichen Leuten umſehn; Kaufleute und alle tauſend andern Berufe. Sie harren meiſtens aus, biß der letzte March verklungen iſt. Dann erſt zerſtreut ſich der Strom. Viele haben das Konzert als angenehme Station nach dem Eſſen, andere als letzte Etappe vor dem opulenten Diner mitgenommen. Sie ſummen und brummen wohl auch einzelne Melodien vor ſich hin. Jeder nach ſeiner Veranlagung. Iſt er romantiſch, ſo wird er die wehmütigen Lieder — iſt er ein Genießer, den letzten Strauß-Walzer, — iſt er ein Patriot, den Pariſer Einzugsmarch vor ſich hin ſummen, alle aber pfeifen oder ſingen mindedeſtens das Biljalied aus der „Luſtigen Witwe“ einmal während des Weges ins Bureau oder ins Heim. Bei welchem Konzert wurde aber auch nicht Lehárs letzter Schlagert wenigſtens einmal geſpielt.

Zehn Minuten nach halb vier Uhr hat der Rathhausmarkt wieder sein gewohntes Aussehen. Jugend hat sich mit Jugend zum nächsten Konzert — oder schon etwas früher — verabredet, und alle, die dabei waren, sind in gehobener Stimmung — stehen unter dem ausgleichenden und glättenden Banne der Töne.

Auf der Alster

Die Alster ist das eigentliche Lebenselement des Clerks von der Waterkant, sobald er seine offizielle Geschäftszeit hinter sich hat.

Es ist schwer, wenn nicht sogar unmöglich, in irgend einer deutschen Stadt eine Analogie für die Alster aufzufinden. Das ist schon durch ihre wunderbare Lage bedingt.

Mitten in der Stadt gelegen, mußte sie ja der ideale Platz zur Pflege jedes Wassersports sein.

Wir haben nun zu unterscheiden zwischen Binnen- und Außenalster.

An der Binnenalster treiben sich nur Pennäler und die noch im ersten embryonalen Stadium befindlichen Stifte herum. Hier regieren sie mit mehr oder minder Geschick das Lateiner, das Ruderboot und das Kanoe, nicht zu vergessen das Mühlradboot. Es ist sicherer in der Binnenalster, weil zur Not immer ein Dampfer zur Stelle sein kann, — und der Bootsverleiher mit einiger Anstrengung das Becken zwischen Lombardsbrücke und Jungfernstieg nicht nur übersehn, sondern auch rasch durchqueren kann.

Die einzigen Störenfriede eines begeisterten Sports könnten nur die Schwäne sein; aber zwischen diesen und den Sportsmen der Binnenalster hat sich allmählich ein ganz extragliches Verhältnis herausgebildet.

Man kreuzt zwar oft genug die Bahn — aber man geht über solche Sache mit schweigender Gelassenheit fort.

Ganz anders siehts aber in der Außenalster aus. Sie ist das erklärte Feld für Sportwettkämpfe. Hier sind die verschiedensten Bootshäuser, hier fühlt sich der Clerk zu Hause. Die Lateinerboote verschwinden fast ganz und gar, da ihnen in der so überaus stolzen Gesellschaft der Privat- und Mietsyachten gar nicht geheuer sein könnte. Zwischen diesen besteht natürlich auch eine latente Rivalität, wenn dieses Wort dafür gebraucht werden kann.

Man muß es beobachten, mit welcher Hypertrophie der Hoheitsmiene eine Privatyacht an einem Mietsboot vorbeigesegelt wird.

Aus dem feudalen Kahn fliegen ein paar prüfende Blicke, ob der Mensch überhaupt segeln kann, und wenn dieses, ärgerlich genug, festgestellt wird, dann ist die Betrachtung des Mietskahns nur um so mitleidsvoller. Das heißt — solange es kein Malheur gibt. In solchem Falle wird alles Gefühl der Raste über Bord geworfen, und man eilt zu Hilfe.

Die leidenschaftliche und natürliche Vorliebe des Hamburger „jungen Mannes“ für den Wassersport kommt auf der Alster sehr deutlich zum Ausdruck. Man durchquere nur einmal Sonntagvormittag oder an irgend einem Nachmittage die Alster auf einem Dampfer und versuche, von Lombardbrücke bis Uhlenhorster Fährhaus die Boote zu zählen. Zuerst fallen dem Betrachter die vielen Privatyachten auf, die der Alster das wunderbar belebte Bild verleihn. In kühner, schlanker Fahrt gleiten sie oft hart am Dampfer vorbei, und man kann dem Führer des Ruders deutlich genug die Freude vom Gesicht ablesen, daß ihm die Vorbeifahrt so elegant ge-

lungen ist. An Kühnheit sucht der Hamburger Segler seinesgleichen. Man wende nicht ein, daß die geringe Tiefe der Alster eine wirkliche Gefahr ausschöpfe. Zum Ertrinken langt sie immer noch zu. Das Segeln auf der Alster ist sogar bei weitem gefährlicher als auf großen Gewässern, auf meilenweiten Binnenseen. Zwischen Schwanenwief und Rabenstraße hat schon manchen das Schicksal ereilt, der sich bei den oft und plötzlich wechselnden Böen nicht auskannte und das Außenbord zu tief ins Wasser ließ. Ein kurze, unbeachtete Böe, — und die Herrlichkeit hat ein Ende. Geh's mit einem unfreiwilligen Bade, — und dem üblichen Hallo der Rotte allein ab, so mag der „Verunglückte“ nur zufrieden sein. Allerdings wird er für das Bergen des Bootes immerhin noch etwa vierzig blanke Bechinen zu opfern haben. Aber immer gelingt die Rettung auch nicht, und dann ist aus dem Vergnügen ein beklagenswerter Todesfall geworden.

Sind die Segler kühn, so treiben es die Ruderer bis zur Tollkühnheit. Sie sind der Meinung, daß die Dampfer ihnen ausweichen müssen — und sie rennen manches Mal geradezu mit Troß in sie hinein. Alles Tuten nützt da nichts. Gar zu schlimm wird solche Kollision nicht, wenn auch das Boot immer eine tüchtige Schramme bekommt. Vor den Augen der Dampfermannschaft ertrinkt keiner, selbst wenn er es darauf abgesehen hat.

Unbekümmert um die übrige Welt, treiben die Mitglieder und Rennmannschaften des Vereins ihren Sport nach allen Gesetzen des Trainings.

Sinter oder neben dem Schrittmacherdampfer her schießen die Boote über die endlose Bahn, jedes Kommando des Trainers scharf beachtend und immer neue Kräfte aus den Muskeln herauspumpend. Diese Sports-

men sind die eigentlichen Herren der Alster. Wer nicht zu einem Verein gehört, ist nur Außensteiter, mit dem man weder sportlich rechnen, noch gesellschaftlich verkehren kann. Soviel Gutes der Verein oder Klub in sportlicher Erziehungshinsicht auch stiftet, er bestärkt aber auch die jungen Leute in einem ganz unsinnigen Rastengeist.

Die Einteilung der Rangunterschiede nach der Höhe des Bankkontos ist nirgends verhängnisvoller ausgebildet als in Hamburg. Bei dem sehr vernünftigen geschäftlichen Zahlungsmodus, selbst die kleinsten Beträge durch die Bank zu überweisen, haben natürlich die allermeisten „Jungen Leute“ auch ihr Bankkonto, auf das ihnen sogar das Salär monatlich von der Firma zugeschrieben wird.

Die Clerks rechnen nicht umsonst in den Kontoren mit den Riesensummen des Exports, um nicht auch vom Ehrgeiz gepackt zu werden, auf eignen Füßen stehen zu können. Deshalb wird auf die Stärkung des Bankkontos mit allen Mitteln hingearbeitet — ohne dabei zu asketischer Sparsamkeit verdammt zu sein. Das wäre in Hamburg auch gar nicht so leicht möglich, denn Hamburg ist ein teures Pflaster; und wer nicht übersehen und vergessen werden will, muß gesellschaftlich verkehren — und das kostet überall Geld und in Hamburg doppelt soviel. Die Vereine übertreiben nun den Aufwand ziemlich stark. Vielleicht zur Entschädigung für die Entbehrungen des Trainings, aber es geschieht eben — und wirkt nicht gerade erhebend.

Draußen im Reiche heißt es, daß in Hamburg nur das Portemonnaie etwas gilt, und desto mehr, je älter es ist. Das ist unbestreitbar richtig. Der Hamburger Kaufmann fühlt sich — und der „Junge Mann“ gibt

sich mit dem schönen Vorrechte der Jugend diesem Gefühl doppelt stark hin. Er betet das Portemonnaie und das Bankkonto an.

So hat sich in den Sportklubs eine Exklusivität herausgebildet, die geradezu komisch wirken kann. Man taxiert nicht mehr den Menschen um seiner selbst willen, sondern nur nach seiner Selbsteinschätzungsquote oder, was ja im Effekt gleich ist, nach dem Preise seiner Nacht.

Das kommt auch auf der Alster zum Ausdruck, wenn den Herrschaften im Delzeug die übrige Welt als Luft erscheint.

Trotz aller Vorzüge des Hamburger „Jungen Mannes“ muß er wegen dieser allzu stark ausgeprägten Anbetung des Geldes unbedingt an Sympathien verlieren.

Man sagt zwar, daß der Sport die Klassengegensätze überbrücke; das mochte beim Radsfahrtsport der Fall gewesen sein. Der Wasser- und ganz speziell der Segelsport ist das Vergnügen der obern Zehntausend geblieben, er mag zwar in seinem Kreise die Gegensätze der Einzelnen etwas abschleifen — zum Volke im Sinne der Sportsmen zeigt er keinen Weg und Steg.

Der Sport auf der Alster beschäftigte übrigens auch vor einiger Zeit sehr lebhaft die öffentliche Meinung.

Im öffentlichen Sprechsaal des „Hamburger Fremdenblattes“ machte ein biederer Hanseat seinem empörten Herzen Luft, weil die Ruderer, seiner Meinung nach, gar zu adamistisch zum Spiel der Kräfte anträten. Es gab ein großes Hallo über diese Stimme aus dem Publikum. Man warf mit den Vokabeln um sich, daß die Muckerei und die lex Heinze-Moral wieder umgehen — und was es sonst in solchen Fällen wohl Schönes und Eindrucksvolles zu sagen geben mag.

Aber es zeigte sich zum Schluß, daß der erste Rufer zum Streite gar kein Mucker und lex Heinze-Moralist war. Er erklärte öffentlich, daß er lange Zeit beobachtet habe, wie die jungen Herren das freie, sichtbare Spiel der Muskeln besonders dann am lebhaftesten produzierten, wenn sie einem Dampfer den Weg kreuzen konnten, und Töchter des Landes an Bord waren.

Nach dieser Schlußerklärung wurde es ruhig im Blätterwalde. Niemand meldete sich zur Verteidigungsrede — und die Feststellung konnte gelten, daß die passionierten Sportsmen sehr — sehr — abgehärtete Herrchen sein müssen.

Im kleinen Hafen.

Festkonzert und Feuerwerk
(vide Tageblattvermerk)
findet heut im Fährhaus statt —
Alles was da Beine hat
und auch Geld im Portemonnaie
(suchtenledern ist es haltbar
sicherlich ein ganzes Schaltjahr),
wer da also in der Lage
zu entbehren sonder Plage
50 Pfeng im Vorverkauf —

(hebt ers bis zum Abend auf
muß er blechen eine Mark)
opfre diesen Silberquark
und begeben sich sogleich
überm halben Afterteich
hin ins Fährhaus.

(draußen erst in Winterhude
steht die letzte Haltebude)
oder mit der Linie 18
oder 19 — auch zu Fuß
macht das Gehen ein Genuß.

Schon — von fern ein ganzes
Stück

hört man schmettern die Musik —
und kommt man erst dichte ran —
so bis an die Eingangshalle

da empfängt mit lautem Schalle
uns das große Bombardon
und die Pauke
und das Becken —
seine Pflicht tut es beim Wecken,
schlägt es eine kundige Hand,
andernfalls ist's eine Schand —

Ueberall steht Stuhl und Tisch
Achtung, Farbe ist noch frisch
und an jedem zweiten Baum
ist für einen Kellner Raum.
Ach es sieht der brave Mann
auf den Blick dem Gast es an —
ob er Kaffee nur und Tee
oder etwa ein Filet,
teils garniert, teils à la Meyer,
oder ob er Spiegeleier
ihm wird rasch als Auftrag
geben —

ohne Essen ist kein Leben
und gar ohne Alkohol
wünscht ich daß's der Teufel hol. —

Seht, da kommt die Frau
Geheimrat —
aufgedonnert in dem Feststaat —

gittigitt, nein wie die prahlt,
sicher ist's noch nicht bezahlt.
Unterm Dache der Veranda
sitzt sie nun mit ihrer Wanda
und markiert den ersten Stand
aus dem Land —

unten geht der Volkemann,
der doch auch mal dann und wann
sich mit seiner teuern Frau
etwas leisten möcht, genau —
und nach Grundsatz streng ge-
nommen,

tuts nicht seinem Beutel frommen;
hat er musikalische Ohren
werden sich die Töne boren
in sein feines Trommelfell,
oben spielt man Wilhelm Tell
wie er zu Posamenschall
murkst den Gesäler ab — Skandal!
Ist hinwiederum modern
er in Ansicht, dann zu gern
sieht er junge Liebespärdchen,
18 er, sie 16 Jährchen,
wandeln lustvoll in dem Park.
Zeddersen sagt, das ist stark,
Zeddersen, der ist ein Mucker
und ein Tugendtöppchengucker
und dann ist er auch nicht schön
von Figura anzusehn —

Dies geschieht auf festem Land
aber da am Drahtzaunrand —
auf dem lüften Hasenbecken
Hui, wie da die Rähne stecken
eingekleilt in großer Enge,
es sind eben eine Menge,
sicher zwanzig sind zuviel
ingeheddert mit dem Kiel —
liegen alle furchtbar fest
weils sich doch nicht rudern läßt
wenn an Bord von Back und Steuer

immer drängt ein Ungeheuer
teils Privatboot, teils von Quast,
teils von Neese, aber fast
alle liegen fest in Ruh.
Ginsiß, Zweisiß und Kanoe (u). —

Krach, da fällt ein Donnerschlag
und sogleich fällt noch ein zweiter
und ein dritter hinterdrein —
dieses soll der Anfang sein
von dem großen Feuerwerk
(vide Tageblattvermerk).

Bei wie reden sich die Hälse,
sizen bleiben ruft die Else,
Vorsicht — klappt die Clara nach,
ängstlich wird ihr Herz und schwach,
weil das Knallen erstens schaurig
und man denkt dabei wie traurig
zweitens swär, wenn nicht mehr
Spaß,

sondern bitter ernst wär das,
dritt und viertens zu beklagen
wär auch ferner das Betragen
all der Herrlein, die ansunst
buhlten sonst um Claras Gunst
oder auch um die der Hella,
Martha, Frizi, Ella, Vella.
Oft wollen sie den Mut beweisen
Albert, Friß, Hans, Adolf, Paul,
Muskeln straffen sie wie Eisen
und sie rudern gar nicht faul. —
Aber heut beim Feuerwerk

(vide Tageblattvermerk)
sind vom Teufel sie besessen,
haben raketahl vergessen,
daß es schön und richtig wär,
außerdem verlangts die Ehr —
Damen, selbst der Backfischzier
stets zu sein ein Cavalier —

pjuh — da sauft es in die Höh,

jetzt ist's grün, jetzt weiß wie
 Schnee,
 silberfarben auch, jetzt rot,
 Ach — und da die Feuersonne —
 Diese Wonne —
 pfui, wie können Sie so sein —
 Clara hör ich furchtbar schrein
 ach — ich fall ins Wasser rein —
 da erhob sich, Schmach und
 Schande,
 bei der ganzen Jünglingsbande
 unauslöschliches Gelächter
 über alle höhern Töchter. —

Da ein Seefstern, da Raketen —
 nein, wie die doch furchtbar
 flöten —
 ist es wirklich so im Krieg — ?
 — „einzuftieg'n zum Jungfernen-
 ftieg,
 Dampfer Hamburg liegt bereit
 aufzunehmen alle Leut —
 die zur Stadt zurücke möchten —“
 ach — die Leute, die so
 dächten —
 kämen nicht zum Feuerwerk
 (vide Tageblattvermerk) —

stille bleiben, schäme Dich,
 Clärchen weinet bitterlich,
 und es gibt ihr Rosenmund
 plötzlich das Geheimnis kund.
 Zween Minuten nur benommen
 war sie, dann hat sie bekommen
 Mut zu folgendem Entschluß,
 den man sicher billigen muß,
 und eh Jörn und Todeschreck
 nimmt ihr die Besinnung weg,
 ehe sie die Ohnmacht packt
 hat sie rasch dem „Herrn“ gesagt,
 sagte rasch sie „Dummer Junge“,

aber kaum war von der Zunge
 ihr das böse Wort entflohn
 hatte sie die Ohnmacht schon,
 denn sist keine Kleinigkeit
 wenn zwei junge Liebesleut
 wegen solches dummen Scherz
 brechen muß das zarte Herz —

ratsch puff Knall — inzwischen
 munter
 kommen Leuchtkugeln runter.
 Beifall klatscht des Publikums,
 aber stumm
 und von tiefem Weh gekränkt
 Arme wütend eingeschränkt,
 Augen rollend, Pulse schlagend,
 O, „sie“ wagt es ihm zu sagen,
 Dummer Junge sagte sie —
 niemals nie
 läßt ein Gymnasiast das sitzen
 und dann erst gar ein Student
 oder wer sich noch so nennt,
 item auch ein Volontär
 hat ja seine Standesehr
 Rindvieh, Esel, Roß und Schaf
 raubt ihm keineswegs den Schlaf,
 dummer Junge, dieses Wort
 das ist schlimmer noch als

Mord —

O, er weiß sich wohl zu rächen,
 immerdar wird ob der frechen
 und gemeinen Injurie
 aus dem Herz geschleudert „sie“. —
 Und der Jüngling lobefam
 rudert traurig aus der Bahn —
 seine Augen deckt ein Schleier
 und er hieß geheißen Meyer,
 Meyer, denk es alle Zeit,
 heut wiederfuhr dir Leid.

Leut seht, was jetzt entstand,

aus dem Feuerwerkerbrand
eine Festung, Fort genannt,
wird von einem Schiff berannt,
heißt das, so stehts im Programme,
während doch nur eine Flamme
und Raketen — piu pjuh
stürzen auf die Festung zu,
ohrbetäubend ist das Schrein —
Paffen Se auf — nu geht se ein —
Ne — mein Lieber — keine

S — pur

Se heißt doch nicht Port
Arthur. —

Endlich ist der Spaß zu End
Und das Feuer abgebrennt,
Männlein, Weiblein, fromm und
bieder

drehn die Vorderfronten wieder
hin zum Herren Musikus.

Meyer rudert unterdessen,
um sein Wehsal zu vergessen,
weit hinaus zum Schwanenwief.
Kommt der Wind erst — kriegt
ers dick,

Wohl ihm, daß er weit entfernt,
sonst hätt er jetzt noch gelernt,
daß durch seine eilige Flucht
Sneiders Alfred frech versucht
Meyer gänzlich auszustecken.
Und er reichet höchst galant
Meyers Herzensflamme „Hand“,
ja sogar den Ellenbogen
hat er krumm so eingezogen
wies die Sitte heut begehrt
und beim Tanzen wird gelehrt.
Gnädiges Fräulein, sahen Sie
(gnädigem Fräulein schlenkerts
Knie),

Sahen gnädiges Fräulein mal
schon ein Feuerwerk im Saal?

Nein — im Saale nicht — doch
Sie ?

Wer ich? Gott, ich bitte Sie,
machte doch nur einen Scherz
(Gnädigem Fräulein schlägt das
Herz —

schlägt das Herz und das Ge-
wissen,

seit ihr Meyer ausgerissen
fühlt sie erst, wie er ihr wert,
Gott, wenn er von Schmerz betört
sich ein Leid gar täte an —).

Aber — fragt der junge Mann
Sneiders Albert fragte dann —
pffiffig, mit verstecktem Trick
Ihm gelüstets, noch ein Stück
mit der holden Maid am Arm
durchzuquern den Menschen-
schwarm

(Meyer, der du einsam bist —
auf der Mster, weh dir fließt
sicher jetzt ein Feuerstrahl
durch die Leber, als Signal —).

Aber die Gerechtigkeit
die da herrschet weit und breit,
die da strafet alle Sünder,
Männer, Weiber und auch
Kinder —

gießet Reue ihr ins Herz,
zu entsachen allen Schmerz,
allen Schmerz um den Geliebten —
schwergekränkten, tiefbetrübten —
und sie fasset einen Entschluß —
den ich wieder loben muß.

He, ach Sie — Herr Karten-
mann —

schwupp, da faust er auch schon
ran —

wunderschöne Künstlerarten —
von apartem

Farbenreiz und Linienzier —
 zeigt er ihr. —
 Aber sie greift kurz hinzu:
 — Unser nächstes Rendez-vous —
 Und mit Sneider's Albert's Blei
 schreibt sie Tag und Stund dabei
 (Meyer wird am nächsten
 Morgen
 ledig sein der schweren Sorgen),
 Sneider's Albert aber geht —
 ohne daß den Kopf er dreht
 nur ein einziges Mal zurück —
 wankend ist das Liebesglück —
 aber komm, was kommen kann,
 „die Treue ist kein leerer Wahn“.

Dieses ist von der Geschichte
 die Moral, o glaubet nicht
 daß es immer so geendet,
 manchmal sich das Blättchen
 wendet —
 und der Snider triumphiert
 mit der Clara, die dem Meyer
 schwur die Treue einst im Zweiter-
 ruderboote, und zum Zeichen
 ihrer Lieb tat schüchtern reichen —
 ihm zum Kuß die Lippen dar. —
 Eine solche Schicksalswendung
 führt zu tragischer Beendung —
 und man findet eine Leich
 später dann im Msterteich.

Englisch spoken

Das Pathos des großen Karos.
Modegigerl.

Ein echter Hamburger Junger Mann hat außer manchen besondern Wünschen auch den brennenden Ehrgeiz, für einen Engländer oder Amerikaner angesehen zu werden.

Es ist unmöglich, zu erkunden, warum seine Sehnsucht hierin ihre stärksten Ausläufer findet. Die lebendigen Kultur-Beispiele aus Old-England und Amerika, die in Hamburg herumwimmeln, haben doch weiß Gott nicht soviel Göttliches an sich, daß sie durchaus kopiert werden müßten.

Schön — das glattrasierte Gesicht und das Riesen-Karo soll gefallen. Das ist Geschmackssache. Nur begreift man nicht, warum diese beiden Neußerlichkeiten so inbrünstig angebetet werden.

Der Hamburger Clerik, der doch wie kein anderer Gelegenheit hat, zu erkennen, wie bedeutungsvoll die Fabrikation „made in Germany“ ist, wird doch in jedem Falle den Erzeugnissen aus England oder Amerika den Vorzug geben.

Es gilt ihm natürlich auch nicht als vornehm, deutsch zu sprechen. Er weiß, was er dem echt englischen Anzug und dem glattrasierten Gesicht schuldig ist. Zunächst eine zur Schau getragne grenzenlose Blasiertheit.

Er möchte lebensgern für einen Mann angesehen werden, der alle Genüsse schon hinter sich hat. Dem höchstens noch ein Rennpferd, eine glänzende Vierermannschaft, eine tollkühne Segeltour oder ein neues Hosentaro Bewunderung abnötigen könne.

Wer Zeit und Geduld hat, die Jungen Leute daraufhin zu beobachten, der wird zu sonderbaren Resultaten kommen. Z. B. auf den Alsterdampfern, da sind die sehr Jungen Leute von einer Unbekümmertheit, die geradezu an hornierte Rücksichtslosigkeit grenzt. Sie okkupieren den freien Platz im verwegenen Sinne des Wortes, sie radebrechen mehr laut als richtig englisch, fluchen wie die Schauerleute (aber auf englisch), spucken — und treiben Motria. Aber immer auf englisch.

Nichtsdestoweniger halten sie sich für gute Patrioten, solange man ihnen nicht in die englische Parade fährt. Und noch eins darf ihnen nicht verwehrt werden: die Hände konstant in den Hosentaschen vergraben zu halten und Schagpfeife zu rauchen. Wer in diesen Sachen eine schöne Selbstverständlichkeit an den Tag zu legen vermag, wer mit der Pipe im Mundwinkel sprechen, lachen und spucken kann, der ist Gegenstand des stärksten Neides für alle Kontorgenossen.

Daß natürlich in der Kleidung „nur echt englische Karos“ bevorzugt werden, ist ja schon gesagt worden. Nach den ungeschriebnen Paragraphen des reinsten Englandmodekodex müssen die Schoes ebenfalls echt, breit, ungeschlachtet und mit breiten Bändern ausgestattet sein, über die die umgekremelte Hose aber um Gottes willen nicht fallen darf. Na, das wäre ein schöner Reinfall. Wie sollte man denn sonst die echt englischen Karo-Strümpfe sehn.

Dieser Englandkoller liegt dem Hamburger Jungen Mann im Blute.

Wer diese Eigentümlichkeiten nicht kennt, würde in Hamburg zum Glauben kommen können, daß es überhaupt keine einheimischen Clerks gibt.

Gehört das englisch Kadebrechen schon zu den gewöhnlichen Gewohnheiten, so wird es höchste Pflicht, wenn man sich in der Elektrischen oder auf dem Dampfer trifft; da muß unter allen Umständen die Zugehörigkeit zum freien und Hanstaata Hamburg verdeckt werden, — und das geschieht, indem eben englisch gesprochen wird.

Eine äußerliche Großmündigkeit, räumlich gesprochen, des Hamburger jungen Mannes rührt von dieser Sprech-anbeterei her. Man versuche mal z. B. Aoh yes mit allen Chikanen vor dem Spiegel so auszusprechen, wie es ein Hamburger Clerk auf dem Perron der Elektrischen einem Freunde zusrift, — und man sehe sich nach zweifündiger Uebung seinen Mund daraufhin an, ob er nicht alle Anlagen zur Karpfenschnute bekommen hat.

Man kann diese bizarre Leidenschaft des Jungen Mannes beim besten Willen nicht mehr komisch finden. Denn aus den Jungen Leuten werden ja auch Chefs — und früh geübt — alt getan. Es muß doch eine Grenze geben.

Die enragierten Sportsmen unter den Jungen Leuten werden von diesem Uebel nicht mehr zu heilen sein. Das liegt zum großen Teil auch am Sport selbst, der ja „Rulianstrich“ hat, wenn er nicht ganz „englisch“ getrieben wird. Meinen die „Jungen Leute“.

Den fremdländischen Volontären und jungen Leuten, die nach Hamburg kommen, um etwas zu lernen, muß doch rasch genug der Ramm schwellen. Das werden sie ja gewahr, daß die Lehrer selbst nur zu willige Schüler sind — und die „Deutsche Sprach als eine frecklige Sprach“ ansehen. Die Engländer, Franzosen, Amerikaner und

Groten können viel eher glauben, in einem Ablegerort ihres eignen Landes zu sein, als im großen Deutschland, im Lande der Dichter und Denker.

Die zweite Abart der Anglophilie bilden die Modegigerl, die dem vorher geschilderten Schlage gleichen, nur ohne seine gemachte Blasiertheit zur Schau zu tragen. Sie fühlen sich gleichsam als Modeinterpreten des ersten Gentlemen Englands — und sie wissen dann, was sie solchem Range schuldig sind.

Sie erscheinen au dernier cri — nach dem letzten Geschrei der englischen Mode — überall, wo man Gelegenheit hat, aufzufallen. Sie sprechen wenig, um die Linie nicht zu zerstören — es sei denn, daß die Mode das Thema gibt.

Soviel über die Anglophilie des Hamburger Jungen Mannes. Sie ist nicht übertrieben, sondern nur ohne liebevolle Voreingenommenheit für die sogenannte „Schwäche“ geschildert worden. Aoh yes.

Die simpeln Eingeborenen freilich, die zum schwarzen Anzug, einen Cylinder oben — und gelbe Schuhe unten tragen — und rotbraune Handschuhe ($9\frac{1}{2}$), die zählen hier gar nicht mit. Nur eins haben sie mit den Elegants gemein, sie tragen immer einen Schirm — und meistens Gummischuhe.

Im Theater

Fürs Theater interessiert sich der Hamburger „Junge Mann“ mit einigem Beding recht ernstlich.

Teilweise empfängt er die literarische Salbung vorher in der literarischen Gesellschaft, über die noch zu sprechen sein wird, teilweise holt er sie sich aus den Leihbibliotheken. Das Leihbibliothekenwesen ist nirgends so stark ausgeprägt, als in Hamburg. Jeder möchte gern alles lesen — nur die Bücher eines noch so beliebten Autors kauft man nicht. Vielleicht Frenssen ausgenommen, weil er immer verliehn ist, — doch ich möchte noch bezweifeln, ob er hier einen auch nur verhältnismäßig großen Absatz gehabt hatte.

Als Schulbeispiel hierfür kann ja Frik Stavenhagens Schicksal gelten. Was schrieb man in Hamburg nicht alles über diesen niederdeutschen Dramatiker, wie blähte man den allerkleinsten Lokalpatriotismus auf, berief Versammlungen, legte Stiftungen an — versteht sich — erst als der „große niederdeutsche Dramatiker“, der „große Sohn“ tot war. Aber Stavenhagens Bücher kaufte kein Mensch, trotzdem man ernst und viel von ihm sprach, — und die Spitzen der literarischen Gesellschaft den toten Dichter sofort für sich reklamierten.

Aus diesem platonischen Verhältnis zur Literatur resultiert auch das Maß von Interesse des Jungen

Mannes fürs Theater her. Hamburg hat ja nicht viel Theater — dafür sind sie aber auch wohl durchgängig auf niederm, wenn nicht niedergleitendem Niveau. Das Schauspielhaus steht an erster Stelle. Dem Namen nach — denn an Erfolgen muß es weit hinter der lustigen Witwe des Neuen Operettentheaters zurückstehen.

Im Schauspielhause wahren die Jungen Leute vor allem die Form. Sie erscheinen in Dress — und mit der dem feierlichen Dress schuldigen Weihe. Es ist modern, ins Schauspielhaus zu gehen — einmal weil man damit gewissermaßen eine gesellschaftliche Verpflichtung erfüllt. Man zeigt sich und sein Interesse für die Kunst, spricht über die Doré einige feuilletonistische Phrasen, lobt Whil — schwärmt für Gebhard — sogar für die Egenolf und Carl Wagner — und hält mit seinem Urteil über die Vorgänge mit Diskretion zurück, wenn 1. noch keine Kritik erschienen ist und 2. es sich noch nicht herumge—s—prochen hat. Denn man medisiert in der Gesellschaft über die Kunst — und prägt dann die gültigen Urteile für Harvesterhude, Rotherbaum und Uhlenhorst. Und die Jungen Leute, die etwas auf sich halten, akzeptieren das Urteil — bis es in der literarischen oder Kunstgesellschaft den eleganten Schliff für den täglichen Gebrauch bekommt.

Nur in einem Punkt sind alle Jungen Leute einig — daß Otto Ernst der größte Dramatiker sei — und soweit sie der nächste Autor durch Waschzettel über sich selbst belehrt — Wilhelm Poed ein Umdichter, ein „Dichter“ — und ein Zollbeamter a. D. sei. Es ist schade, daß die Menschen die Stätte ihres besten Könnens immer so leicht verlassen, um anderwärts herumzudilettieren.

Doch ich will beim Thema Theater bleiben.

Da das Schauspielhaus ja auch jeden Blumenthal und jeden Radelburg bringt, so kommen die Jungen

Leute trotzdem auf ihre Rechnung. Sie amüsieren sich königlich. Fast so gut als im Hansatheater.

Das Thalia-Theater wird von „jungen Leuten“ weniger frequentiert, weil die Nähe des Strickstrumpf-abonnenntenpublikums doch nicht so angenehm ist. Wäre nicht Frau Frank-Witt die Zugkraft — so ginge keiner hin. Auch über Frau Bach-Clemens erhebt sich öfters ein Dithyrambus. Es entgeht den wenig kritischen Jungen Leuten, daß Frau Bach-Clemens trotz des Doppelnamens noch immer kein Talent wurde. Wegen Jekners Regie und Bozenharbs Darstellungskunst geht man nicht ins Theater. Dafür fehlt dem Durchschnitts-Jungen Mann das empfindsame Organ.

Ueber die Oper schweigt man besser. Die Stellung des Jungen Mannes zur Oper ist recht merkwürdig. Er würde sie sehr gern der Solisten wegen besuchen. Da aber auf die tägliche Ankündigung der Mitwirkenden niemals sicherer Verlaß ist, so weiß man nie das Rechte zu tun. Pennarini oder Lohsing — oder die Fleischer-Edel oder die Mezger-Froitzheim sind z. B. angekündigt. Aber nur bis eine Viertelstunde vor Beginn der Vorstellung. Dann erscheint der rote Zettel mit der Umbesetzung — das heißt, wenn die Direktion gerade gnädig gelaunt ist —, sonst erscheint der rote Zettel nicht — aber umbesetzt sind die Rollen trotzdem.

Wozu sich also ärgern?

In die Kunstengrosquetsche nach Altona pilgert kein denkender Mensch aus Hamburg.

bleiben also als Kunststätten nur noch das Neue Operetten-, das Karl Schulze- und das Hansa-Theater übrig.

Im Neuen Operetten-Theater führte die lustige Witwe ganz Hamburg zwei Saisons lang an der Nase herum. Und ganz Hamburg war über diese Führung

sehr glücklich. Jeder Junge Mann ist im stande, das Biljalied aus dem Schlasse zu pfeifen. Hier amüsierte man sich eben — und hier war man Mensch und durfte es sein. — In Begleitung.

Im Karl Schulke-Theater zehrt man noch von den Erinnerungen an das Regime Eugen Burgs. Was ist ein homerisches Gelächter gegen das Aufjauchzen, das Eugen Burgs komisches Pathos in „Herzogin Crevette“ begleitete, oder wenn er, von der Wirkung der Herkulespillen geplagt, in Ehebrüchen schwelgte. Versteht sich auf der Bühne. Long, long ago! — Dann wurde es eine jämmerliche Schmiere — bis nach Jahresfrist — während der der traditionelle Direktor von dem alten Theater konsumiert war — die große Lebensfrage erscholl: „Haben Sie nichts zu verzollen?“

Hier ist der Junge Mann in seinem Element — hier kann er sich — im Nachgefühl — ausleben. Ach — so echt französisch. Im Weichbilde seiner berühmten großen Stadt muß der Junge Mann ein gar ehrbar Wesen zur Schau tragen.

Das Hansa-Theater ist Variété, allerdings first class — um mal der bodenständigen Terminologie treu zu bleiben. Hier wird nur das Auge angespannt. Und es wäre ein Wunder, wenn dem in allen Sports wohl-erfahrenen Hamburger Jungen Mann hier nicht die Fertigkeiten und Tricks imponieren sollten.

„Auch dein Gefühl wird sich ergözen,“ raunen ihm die blendenden Affischen zu, die die Saharet, die Cleo und all die andern Sterne zeigen.

Der Hamburger Junge Mann geht ins Theater — um sich zu zeigen — und um sich zu amüsieren. Mit dieser Formel ist sein geistiges Sehnen und Trachten abschließend gezeichnet. Es gibt natürlich auch genug Ausnahmen. Ernste, geistig reife Junge Leute, die froh

sind, nach des Tages Last und Mühe — sich am Abend an den Werken der großen Geister erquicken zu können, die tiefgründig in ihren Anschauungen sind, wie selten wieder zu finden.

Diese Jungen Leute werden später, als selbständige Kaufleute die Maecenaten, die in Hamburg zwar ohne Tamtam, doch mit Nachdruck so unvergleichlich Schönes schufen. Sie haben ihre Sammlungen, die Welt-ruhm genießen, sie sind Bibliophilen, von erlesenem Geschmack — nur „Junge Leute“ im Durchschnittsinne des Wortes — Vertreter des Typus — sind sie nicht.

Und das ist als ein Glück zu preisen.

Mit der „literarischen Gesellschaft“ als Masse, sind diese Jungen Leute natürlich nicht zu verwechseln.

Man sagt in Hamburg scherzhaft, daß in der literarischen Gesellschaft das Verständnis für Kunst und Literatur erst bei 5000 M. Jahreseinkommen anfängt, und im gleichem Schrittverhältnis zur Erhöhung dieses Einkommens steigt. Das ist ja nicht buchstäblich zu nehmen. Denn sonst müßte der Führer und Leiter der Gesellschaft ja ein Einkommen haben, daß Vanderbilt gegen ihn ein Almosenempfänger wäre.

Diese materielle Abschätzung der literarischen Gesellschaft stimmt also nicht. Im übrigen wird in ihr stark fachgesimpelt, und Kennerchaft im Brutofen gezüchtet. Wozu hätte man sonst die Vorträge, die ermäßigten Theaterpreise, die Bildungstrichter? Und Otto Ernst ist ihr Gott und Gerhard Ewald Seeliger ihr Prophet. Daraus kann man am besten ersehen, wieviel die ernste Literatur beim Hamburger Jungen Mann gilt. Seitdem in der literarischen Gesellschaft die „Schlagworte“ von der Bodenständigkeit, dem Erdgeruch, dem naturgemäßen Platt — auch für Hebbel geprägt wurden, seitdem ist auch dieser Dichter von ihr erkannt und gewürdigt —

und des Dankes der Nation im allgemeinen — und der Hamburger literarischen Gesellschaft im speziellen versichert. Schon des naturgemäßen Platts wegen, mit dem der literarische Koryphäe Hamburgs „Wilhelm Boeck“ die Klassiker verbessert. Er wendet die Sachen nach seinem so it „Geschmack“ und erläutert diesen durch Waschzettel, die ebenso anonym, als preisend gehalten sind. Der geistige Nachwuchs unter den Jungen Leuten wird also mit solchen starken Mitteln gezüchtet, geschult.

Preisen und beneiden wir darum das künftige Dezennum, was wird es Kunstgenießer aufzuweisen haben.

Auf dem „Dom“

Neben dem Theater ist als die vorzüglichste Vergnügungsstätte der „Dom“ zu nennen.

Er ist leider nur während eines Monats im Jahre im Betrieb, aber dafür wird er in vollen Zügen ausgenutzt, daß seine Wirkung während der übrigen elf Monate des Jahres noch vollauf gespürt wird.

Der Name „Dom“ wird den Europäern außerhalb Hamburgs, Altonas und Wandsbeks kaum in dem hier angebrachten Sinne geläufig sein. Wer soll auch darauf kommen, daß der Dom ein überlebensgroßer Jahrmärkts- und Kirchweihtrubel ist?

Für den Hamburger, insbesondere den Jungen Mann, verbindet sich aber mit dem Dom eine Fülle von Seligkeiten.

Das ganze Heiligegeißfeld gehört ihm dann. Schon wochenlang vor Eröffnung des Doms werden in allen Kontoren Pläne geschmiedet. Man holt die Erfahrungen des letzten, vorletzten Jahres aus den Erinnerungswinkeln; horcht hier, horcht dort, überschlägt den Wirtschaftsetat und rechnet im Schweiß des Angesichts sich ein kleines Extra-Etatthen heraus, um sich ein Lüstchen zu verschaffen. Denn auf dem Dom ohne viel Geld zu sein, das ist nur ein halber Spaß.

Das „kindliche Vergnügen“ des Karussellfahrens reizt auf dem Dom auch die Erwachsenen. Alles wird mitgemacht. Nun ist das Karussellfahren bei Haase ja auch nicht schlecht hin mit so einem gewöhnlichen Land- und Wiesenkarussellfahren zu vergleichen. Es ist pariserisch, ist die unendliche Bewegung. Man flirtet hier auf der ersten Etage, begrüßt dort auf der etwas raschern zweiten Plattform einen Bekannten und landet schließlich in einem Coupé „in der höchsten, reinlichsten Zelle“, wo es mit Sitzzugsgeschwindigkeit geht. — Auch mit dem „Erfolg“.

Es ist ein Lachen und Jubeln in dem Karussellhause, daß man meinen könnte, es gäbe überhaupt keinen Jammer auf Erden mehr. Die jungen Leute schwimmen in Seligkeit — und die Huldinnen helfen ihnen in tollster Ausgelassenheit das Extra-Statthen klein bekommen. Der steife, schwerfällige Hamburger ist wie ausgetauscht. Er hat direkt karnevalistische Neigungen. Zwar wirft er den Confetti mit noch mehr Kraft als Leichtigkeit, fliegen die Papierschlängen aus seiner Hand mit mehr Energie als Eleganz — aber ihm genügt es ja. Und will es das Glück, daß die Papierschlange unabgerollt einem Kollegen an die Nase fliegt, na — dann um so besser; man fühlt dabei zugleich ein Mütchen.

Die Karitätenausstellungen, kleinsten Pferde, größten Esel beachtet er nicht, die glaubt er täglich um sich sehn zu können. Dagegen findet er das Leben bei Sagebiel um so schöner. Der Jahrmarkt, der Rummel. Was sein Herz begehrt, ist da. Im großen Saale die Attraktionen des Variétéhimmels, in den kleinen Sälen Kirmes — die schwere Menge. Und Mägdelein — Mägdelein sind da — von himmlischer Güte. Können absolut nicht nein sagen — und Henkell trocken macht sie zu Ueberwindern des letzten Nestes eignen Willens.

Ja, hier ist doch noch etwas zu holen. Die Fama berichtet ja, daß selbst Damen der Gesellschaft sich heimlich zum Dom schleichen, um den Trubel zu genießen. Ach wie bald, ach wie bald, schwindet dann die sorgsam gehütete gesellschaftliche Grenze. Auf dem Dom wird alles lachend erlaubt, alles lachend verziehen. Losgebunden — frei — ist die Losung.

Wer Hamburger zum ersten Male auf dem Dom sähe, der würde sich von deren Sitten und Gewohnheiten ein vollkommen falsches Bild machen. Er würde die stereotype Rede vom steifen Hamburger verlachen — ja verlachen müssen.

Sagebiel und das Heiliggeistfeld sind die offiziellen Sammelpunkte des Doms. Hier pflegt der „Junge Mann“ die Domfahrt zu beginnen, hier wählt er sich den Attaché zur rechten. Und um ihn nicht zu verlieren, haßt er sich ihm ein. „Wenn sie erst wieder zu Hause sind — wird sich schon alles finden.“

Ganz St. Pauli — die Keeperbahn — bis Altona gehört natürlich auch zum Dom. Um Spielbudenplatz angefangen, steht Variété neben Variété. Das ist in gewöhnlichen Zeiten ja auch nicht anders — aber die spezielle Marke hat St. Pauli doch erst zur Domzeit. Das kommt daher, daß in diesem Monat die meisten Variétéengagements in Hamburg für alle Welt abgeschlossen werden.

Das singende, fliegende, tanzende, springende, zaubernde, pantomimende Volk gibt sich zur Domzeit in Hamburg ein Rendez-vous. In normaler Saisonzeit unbezahlbar — treten sie hier, selbst in obskuren Chantants einige Tage lang, fast ohne Gage auf, — um gesehen — und engagiert zu werden. So will es die Tradition.

Am meisten profitiert dabei natürlich das schaulustige Publikum — und der „Junge Mann“, der es

mit dem Dombesuch ernst nimmt, das heißt — alles gesehen haben will — und gesehen haben muß.

So ängstlich er sonst darauf achten muß, nicht in zweifelhafter Umgebung getroffen zu werden, so wenig braucht ihn auf dem Dom diese Rücksicht anzufechten. Wer den Dom besucht — ist frère et cochon — ob er nun mitmacht oder nicht. An diesem geheiligten Grundsatz wird festgehalten.

Die verhärtetsten Misantropen, die bei Sagebiel selbst, nicht aus ihrer Hypochondrie gerissen werden, lenken ihre Schritte in die American Bar. Hier weht eine andere Luft. Poktausend, poktausend — wie elegant siehts hier aus. Man getraut sich kaum Platz zu nehmen. Und die Damen haben hier aufgetafelt, — gittigittigitt. Das Deck klar — das Hochsegl tipp topp — ei — ei — da möchte man sich doch gleich mit einer ganzen Breitseite anentern. Und die Blicke verholen den Schüchternsten heran —, daß ihm backbord innen ordentlich ein Trommelwirbel gegen die Rippen schlägt. Und zu wissen, daß eine lumpige Mark einen Platz vor dem Gnadentempel sichert, in dem die Dienerinnen der Venus zärtlich lockend sitzen. Da kann kein Roué hart bleiben.

Also dauert es gar nicht lange — und der verstockteste Schüchlerling thront auf dem Stagenhocker und läßt sich den Nebeltrank mischen — ach was sage ich — Nebeltrank — Vethe ist's — chemisch reine Vethe. (Für 1,50 pro Glas und Person — macht also 3 M.) Denn die Hebe trinkt das gleiche Quantum zur Gesellschaft — und per Naß mit. So gehört es sich.

Aus aller Herren Länder sitzen die braven Kaptains und Steuermänner hier — und renommierten — und spucken und fluchen. — Ja, das ist doch noch Leben einer Hafenstadt.

Bis spät in die Nacht hinein währt der Domtrubel — und einen ganzen Monat lang ist er erlaubt. Wer zählt aber die Tage? Niemand. Morgen wieder lustig, heißt die Parole. Solange der Dometat noch nicht vollkommen verzehrt ist, solange gibts bei Sagebiel — auf den Haasekarussellen — auf der Rutsch-, Rodel- und Wasserbahn — in der Bar gute Tage und heiße Nächte. Man hat ja wieder elf Monate Zeit, ehrbar und tugendhaft zu sein. Nach außen hin. Ach — so ein hübschen untertauchen zu können, das bezahlt man gern mit langer Sparsamkeit. Und die „Attaches“, die über den Dom-Monat treublieben, die sind verständig genug, sich zu sagen, daß es nicht alle Tage und Abende so hoch hergehen kann. Man muß sich doch auch dankbar erweisen.

Von der fieberhaften Geschäftigkeit des Jungen Mannes, im Kontor, im Freihafen oder auf der Börse — ist im Dommonat nicht allzu viel zu verspüren. Wo sich zwei Freunde treffen, da sprechen sie nicht von Salpeter, nicht vom Export und Import, nicht vom Zoll — sondern nur noch vom Dom. Wie schön wars im Vorjahre — und wieviel schöner solls in diesem Jahre werden.

Nach Blankenese

Was für den Berliner Jungen Mann Halensee, Wilmersdorf, Hundefehle, Schlachtensee ist — das ist — mit eins — für den Hamburger Kollegen in Merkur — Blankenese.

Wohl verbindet sich mit diesem Namen ihm auch so ein kleiner literarischer Begriff. Er hat nun mal davon etwas läuten hören, daß Dehmel da draußen wo wohnt — und daß auch Gustav Frenssen jetzt hier sein Landhaus aufgeschlagen habe. Aber das verefelt ihm Blankenese noch lange nicht. In der Hauptsache sucht er hier ganz andre Freuden.

Von St. Pauli-Landungsbrücken gehts in halbstündiger Fahrt bis zu den gelobten Hallen, die Terpsichoren geweiht sind. Pro Tour 20 Pfennig — im Abonnement eine Mark. Der Kaufmann in ihm gewinnt die Oberhand — und er abonniert natürlich.

Die Fahrt dient dazu, um auf Deck ein wenig Ausschau zu halten. Findet man hier schon eine Grazie, so vertröbelt man nicht erst draußen die schöne Zeit. Und auf Deck wimmelt es nur so. Die Freundinnen — eng umschlungen — harren der schönsten Walzer. Sie summen das Biljalied vor sich hin, sie wippen mit den Lackschuhspitzen (Ausverkauf Lack: noch nie dagewesen, chic à 2,50) und blicken verstohlen nach rechts und links.

Und hat es ihnen ein Herr der Schöpfung angetan, so wispern sie — die guten Freundinnen — und eine, die den Blick fühlte, interessiert sich plötzlich für das Oberdeck. Aber allein.

In Blankenese werden die Freundinnen sie schon entdecken, und dann ist's auch stille Abrede so.

Er, der Herrlichste von allen, schlängelt sich auch auf Oberdeck und er macht rasch Kasse, ob es zum Süllberg reicht, oder ob er nach Wittenbergen weiter müsse.

Der Süllberg ist gleich zehn guten Präliminarien. Feines Lokal mit Aussichtsturm, und ein Essen, wie es nur der Hamburger Junge Mann zu würdigen versteht. Aber leider nicht billig, gar nicht billig. Und dazu noch Entree und dicht daneben Tanz.

Wittenbergen, an den Leuchttürmen, ist dagegen viel idyllischer. Aber „sie“ schwärmen ja nicht mehr für Idyllen und Strandlagerung. Wo es doch nur Schinkenrundstücke und Helles — oder Milch gibt. Na, das ist für das letzte Monatsviertel gut. Wer erst nach Wittenbergen geht, der zahlt womöglich nicht mal die Rückfahrt. Deshalb ist in Wittenbergen nur die letzte Steuerklasse vertreten.

Der Weg von der Dampferanlegestelle bis zum Süllberg ist schön. Nur blickt sich der „Junge Mann“ nach dieser Schönheit nicht um. Und von oben sieht man die Elbe in ihrer ganzen Pracht. Die Riesenschiffe ziehen vorüber, und es reizt manchen, seine nautischen Kenntnisse spazieren zu führen, Flaggen zu erklären und Ziel der Ausfahrt.

Wehe jedem Fremden, dem die Neugier eine Frage abpreßt. Er wird mit Antworten erschlagen. Teilweise sind sie obendrein falsch.

Wer den Jungen Mann auf dem „Dom“ sah, der kennt ihn hier nicht wieder. Wie kann man mit solcher

Steifheit und Kälte nur tanzen. Siehts doch fast so aus, als kalkulierte der „Kavalier“ beim hingebungsvollsten Walzer eine Schiffsladung Guano!

Natürlich kann auch Chilispeter sein, das ist nun puttegal.

Ist der Walzer zu Ende, dann auch wohl die Hirnarbeit des „Kalkulators“ und er führt die Guldin zu ihrem Platz — und denkt sich „das kann angehn“. Ist „sie“ eine waschecht Eingeborene, eine, die auf die Frage „sind Sie Hamburgerin“ mit „Gott sei Dank“ antwortet, dann wird sie dem Kavalier die Hirnabwesenheit nicht übel nehmen, sondern sich, in seinem Sinne, auch etwas davon herausrechnen. Wovon soll der Schornstein sonst rauchen? Und man will doch nicht immer und nur bei Heilbut oder Vieh kaufen.

Bei der Damenwahl wird der rechnende Kavalier trotzdem nicht sitzen, stehen oder liegen bleiben. —

Wenn der „Junge Mann“ so von der Terrasse des Sülbergs seewärts blickt, dann müssen ihm ja Zahlen durch den Kopf gehen. Da unten, zu seinen Füßen, da fließt das Blut des Staates Hamburgs, des Emporiums des Handels. Tanzen, ja, das will er wohl — für sogar — aber man muß doch auch ein büschen nachdenken.

Sein Ziel ist Herbstterhude oder Rotherbaum — und, was dasselbe ist — ein großes, großes Bankkonto — und Respekt auf der Börse.

Freilich — so leicht ist das jetzt nicht mehr. Mit Kaffee? — nein — da läßt man die Finger von. Der Krach war doch damals zu groß. Und der Hamburger ist grausam gegen den, der Verluste hatte. Er nimmt dem Unglücklichen — das Unglück übel — weils ihm zeigt — wie leicht er selbst dazu kommen könne. Und

deshalb will er Ruinierte nicht sehn. Vor allem nicht auf der Börse, die doch sonst jedermann offen steht.

Vor diesen Küsten-Reflexionen ist man sogar am Elbstrande nicht bewahrt. Das ist aber auch das härteste Schicksal des Hamburger Jungen Mannes, daß er immer rechnet, immer rechnen muß. Nur auf dem „Dom“ verläßt ihn diese Leidenschaft.

Aber im täglichen Leben, wo ihn die lebendigen Anreizungen zum Rechnen fast erdrücken, da kann ers unmöglich lassen.

Er rechnet beim Lourentanz und bei der Quadrille. In Blankenese — was ihn die Tänzerin wohl noch kosten könne, im Ballsaal — wie schwer sie sei — und ob der Papa im Hamburger „Gotha“ wohl stünde. Sein A und O lautet: „Was kann ich mir herausrechnen?“

Der Hamburger Junge Mann ist im allgemeinen kein guter Tänzer. Die täglichen Steaks, das Wohlleben und Schlemmen macht ihm die ruhige Behaglichkeit viel angenehmer als das Drehen und Tanzen.

Nur, wo er Fett lassen muß, beim Training, da bequemt er sich dazu, weil er Sport neben Geldverdienen für das Wichtigste im Leben hält, deshalb fehlt ihm auch die geschmeidige Grazie des Südländers im Verkehr mit Frauen und Mädchen. Er packt derb zu, mit aller Animalität, die der Carnivore nur aufbringen kann.

Aber die Mägdelein geniert das gar nicht. Sie können es gar nicht haben (nicht leiden), daß es anders sei. Tja.

Der Stift

Fragt man hundert Hamburger Jungs, was sie nach der Entlassung aus der Schule werden möchten, so antworten 80 Kaufmann und 15 Seemann. Die übrigen 5 werden sich andern Berufen zuzuwenden wünschen.

Kaufmann — ist die alleinseligmachende Formel an der Water-Kant — und zwar Kaufmann, der in irgend einem Kontorhause sein Haupt-Bureau und im Freihafen sein Nebenbureau aufgeschlagen hat. Die große „Gesellschaftsklasse“ der hamburgischen Stifte wird aus allen Berufskreisen komplett gehalten. Der Sohn des Arbeiters, des Handwerkers, des kleinen Beamten, des Akademikers — ist in der Gilde zu finden. Und es ist nicht allzu schwer, aus dem Habitus des Herrn Stifts auf seine respektiven Eltern zu schließen.

Im gewissen Sinne sehen die Stifte doch uniform aus. Der Stift, der im Konfirmanden-Anzug einherstolzert — hat doch auch Ähnlichkeit mit dem Stift, der in Havesterrhude zu Hause ist. Alle tragen steife, englische schwarze Hüte — und alle bringen äußerlich eine gewisse Forscheit, und prätentiose Würde zum Ausdruck, die bei der natürlichen Schlenkigkeit der jungen Glieder grotesk, und wie eine Visitenkarte wirkt „Stift“.

Allen Stiften gemeinsam ist das sehr äußerlich zur Schau getragene Gefühl des eignen Wertes. Sie allein wahren die Repräsentation der Firma. Sie sprechen von ihrem Hause — nur mit dem bedeutenden Pronomen wir, sie sind die Stütze des Chefs — und seine Vertrauten. Man trifft die Stifte an bestimmten Punkten in Rudeln. Auf der Börse, auf der Post, auf der Bank, in der Elektrischen und auf den Asterdampfern.

Es ist nicht schwer, sie zu beobachten und zu belauschen. Sie sprechen mit Absicht laut, daß sie jedermann hören kann und soll. Sie wünschen zu zeigen, wer und was sie sind. Die Massenunterhaltung dreht sich in erster Reihe immer um den Procuristen. Dem hats jeder aber ordentlich gesteckt, Tja, von dem Procuristen läßt sich ein Stift überhaupt nichts sagen. Und so renommieren denn die embryonalen Großkaufleute ein Erklärliches voreinander. Der will den Procuristen angeschnauzt haben, daß mans im ganzen Hause gehört habe, jener will ihn überhaupt mit Verachtung gestraft haben. Und auf der Straße grüßt den Procuristen keiner. Alle wissen sie aus dem Privatleben der Procuristen solch ungeheuerliche Dinge vor einander anzudeuten, daß fünf Staatsanwälte sich damit Lebensstellungen machen könnten.

Das ist das Eigentümliche am Hamburger Stift. Er spricht von seinem Chef nur im Ton der kordialen Gleichberechtigung. Die Respektperson ist ihm der Procurist. Jeder einzelne hoffts zu werden. Auf der Börse rennen die Herren Stifte mit ausschweifendem Eifer herum — und tun, als hänge der Weltenmarkt von ihren Entschlüssen ab. Treffen sich zwei Freunde, so begrüßen sie sich flüchtig — und murmeln — „furchtbar eilig — riesig wichtige Sache“. So ziehen sie an einander vorüber, hoffend, daß jeder vom andern sich

denken möge, Donnerwetter, was der für große Sachen schon aufbekommt. — Eindruckschinderei.

Auf der Post geben sich die Stifte schon einfacher. Da kann es vorkommen, daß sie ihre Würde soweit vergessen, daß sie sogar in die kindliche Spielerei zurückverfallen. Besonders, wenn die Schalter schon sehr belagert sind, so daß sie noch sehr lange Zeit haben, heranzukommen. Aber sie bewachen doch ihren Schatz, das Postbuch, wie ein kostbares Heiligtum. Am Postbuch erkennt man den Stift, wenn kein sonstiges Erkennungszeichen mehr zutrifft.

Steht der Stift noch in der ersten Maienblüte des neuen Berufes, so studiert er allenthalben die gedruckten Anweisungen des Postbuches oder er kontrolliert die frühern Eintragungen durch. Vielleicht macht er sich auch die Mühe der sehr verspäteten Nachaddierungen. In solch einem Stifthirn malen sich die Dimensionen der Belobigungen für einen nachträglich entdeckten Fehler ja Chimborassomäßig aus.

Auf der Bank markiert der Stift absolutestes Vertrautsein mit allen Einrichtungen des Instituts. Er begrüßt die Beamten, schlendert im Vestibul umher, fragt wohl auch, ob heut schon sein Freund von der Firma D da war — und was es sonst Gutes und Schönes zu tun gibt.

Die Uebersetzungszettel wirft er mit heroischem Schwung in die Kästen — und die Eintragungsbücher prüft er mit Sachkunde. Immer muß ein unparteiischer Zuschauer den Eindruck gewinnen, daß das Kerlchen die ganze Stütze des Geschäfts sei.

Wie sie sich räuspert und wie sie spuckt, die „Jungen Männer“, das gucken die Stifte sehr rasch ab. Ist erst einmal der Konfirmanden-Anzug aufgetragen, dann setzt der Stift aus einfacher Familie Himmel und

Erde in Bewegung, um modern gekleidet zu werden. Auch legt er sich allmählich eine Shag-Pipe zu — und raucht in geheimnisvoller Abgeschieden- und Abgeschlossenheit duftigen Tabak — um sich zu trainieren. Daß er sich dem Sport auch mit Inbrunst zuwendet, bedarf kaum einer Erhärtung. Zunächst erst im Mietsboot von Quast oder Reese. Was ihm am Können etwa noch fehlt, das ersetzt er durch übertriebene Tollkühnheit. Er zieht aber die Aufmerksamkeit mit Gewalt auf sich. Einmal könnte ja doch der Prokurist zufällig Zuschauer sein. Und dafür lohnt es dem Stift schon, das Leben zu riskieren.

Mit der Tipteuse steht der Stift immer gut. Er sonnt sich in dem Gefühl, ein Cavalier zu sein — indem er sie mit großer Aufmerksamkeit als Dame behandelt. Dafür renommiert er nach Geschäftsschluß vor den Kollegen in frecher Aufschneiderei mit Gunstbezeigungen, von denen er kaum zu träumen wagt.

Außerhalb des Kontors ist er natürlich schon ein Mann im vertwegenen Sinne des Wortes. Er trinkt Bier und raucht, trägt Handschuhe, einen Spazierstock — und wenn es hoch kommt, den Klemmer freibalanzierend auf der Nase, d. h. also — ohne Schnur.

Er leistet sich von seinem Taschengelde einen anständigen Platz beim Rennen, oder ein Fährhaus-Abonnement — um hier mit Genossen große Gespräche zu führen.

Ueber Politik spricht der Stift nicht oft, weil er sich über die verkehrte Regierung nicht aufregen will. Er prophezeit mit Effekt einen baldigen Krieg, schätzt die Kräfte der Parteien ab — und verleiht dann den Sieg aus der Fülle seiner strategischen Anschauungen.

Vom Dienen hält er nichts, weils ihm die Auslandskarriere stört. Natürlich will er in absehbarer Zeit nach

London und Paris. Er ist stolz auf das Hanseatentum und träumt davon, einmal in den Gang der Staatsmaschine eingreifen zu können. Natürlich durch einen Riesencoup.

Von jedem öffentlichen Lobe des kaufmännischen Geistes, der in Hamburg wirkt und schafft, nimmt er sich, in Bescheidenheit, ein gut Teil ab.

Aber all diese Kleinigkeiten hindern ihn nicht, auch sehr ernsthaft zu arbeiten und überall seine Nase zu haben. Er hat durchgängig ein starkes Bildungsbedürfnis, und er müßte kein eingeborener oder akklimatisierter Hamburger Junge sein, um nicht den Wert einer „grandiosen Bildung“ zu schätzen zu wissen.

So wird aus ihm, trotz aller kindischen Aufgeblasenheit mit der Zeit ein sehr brauchbarer Mensch, sofern besondere Anlagen oder verkehrte Erziehung ihn nicht zur Konzeption aller vernünftigen kaufmännischen Erfahrungen ungeeignet machten. Dann wird er eben ein kariertes Elegant, der den Jungfernstieg verschandelt — und französisch und englisch schlecht radebrecht.

Als „Boon politicon“

Ein „politisch Wesen“ ist der Hamburger Junge Mann nicht. Woher sollte er auch die Zeit dazu nehmen? Ihm ist an allen Parteien so wenig gelegen, daß er in ausschweifendstem Maße politisch indifferent sein kann.

Das muß eigentlich merkwürdig berühren. Man sollte annehmen, daß die Nachbarschaft von Friedrichsruhe die ganze Gegend mit einem politischen Fluidum anfüllen würde — und daß Bismarcks Wort von der praktischen Politik des Kaufmanns wenigstens einen Antrieb auf den „Jungen Mann“ ausübte. Aber jeder Berufspolitiker hat Hamburg gegenüber nur den Herzenswunsch — „ach, wenn ich etwas auf Dich könnte.“

Das bürgerlich politische Leben Hamburgs ist überhaupt in merkwürdigem Entwicklungsrückstand geblieben. Die Bürgerschaft hört sich gern Landesparlament nennen — aber — wie wenig ist sie es im Grunde. Nun ja, jedes Bürgerschaftsmitglied sagt recht und schlecht ein Sprüchlein her — und dünkt sich dann schon erhaben. Die denkenden Köpfe unter den Hamburger Jungen Männern müssen sich am Ende sagen — daß der Fortschritt im Wirtschafts- und Kulturleben wirklich nicht notwendig von politischer Entwicklung abhängig sein müsse. Ja, sogar es auch nur sein könnte. Er wird doch mit der Nase direkt auf die Beispiele, die ihn zu

der Einsicht zwingen, gestoßen. Blickt er nach dem industriell hochentwickelten Sachsen, so gewahrt er mit Schaudern die Spielart des sächsischen Politikers. Kann es denn noch eine schlimmere Abart von Unverstand, Rückständigkeit und Dickfälligkeit geben? Und trotzdem blüht die Industrie — und die Industriemagnaten sind Führer dieser Politiker.

Hier in Hamburg ist's ähnlich. Die Politiker — daß Gott erbarm. Ginge es nach ihnen, dann würde Krähwinkel Hamburg gegenüber an Größenwahn leiden müssen.

Es ergibt sich deshalb für den Hamburger Jungen Mann, daß die Politik nicht dazu gehöre, um etwas zu erreichen, was Weltbedeutung habe.

Er hört und liest ja von den Beratungen und Sitzungen der Bürgerschaft. Diese Geister, die da in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle — Politik machen — die können ihm nicht imponieren. Aber Kaufleute sind sie trotzdem.

Freilich, die etwas wissen, und die mit tiefen Gedanken das Problem der Politik durchforschen, die sprechen nicht, die hören nur schweigend zu. Einige Zeit wohl machen sie als Politiker mit, dann sehen sie ein, daß ihr Wissen nicht gebraucht wird, und sie resignieren, was ins geliebte Parteideutsch übertragen heißt: „Herr X lehnt eine Wiederwahl ab.“

Aus all diesen Erfahrungen heraus ist der denkende „Junge Mann“ nicht Politiker. Es gibt ja auch organisierte Genossen unter ihnen. Doch die sind 1. zu zählen, 2. hängen sie am politischen Schlagwort, das ihnen vorgefaut wird. Sie denken dem „Echo“ nach und halten die bürgerliche Gesellschaft für verrottet.

Die aber an der Politik als ganz Teilnahmslose vorübergehen, die fragen nicht, was soll uns dieses — sie

kommen nicht mehr auf diese Frage. Und sie bilden das Gros — $\frac{11}{12}$ des Ganzen. Sie haben ihren Sport, die Auster, Rudern, Segeln, Tennis — sie interessieren sich für Pferde — und träumen vom Derby, sie haben Sorgen, wenn sie nicht in einer Viktoria-Chaise zum „großen Preis“ fahren können — aber Politik? Was ist ihnen Hecuba, was ist ihnen Politik.

Vielleicht kommt solchem unpolitischen „jungen Mann“ auch mal das Wort eines Großrheders zu Ohren, der nach der letzten Reichstagswahl sagte — „nun haben wir wieder fünf Jahre Ruhe vor der Politik“ — dann ist das Interesse für den Staat und für die Stadt hin — soweit die gesetzgeberische Verwaltung in Frage kommt.

Einige wenigen „Jungen Leute“ gehören wohl einem politischen Verein an. Doch sie werden sich dieser Tatsache immer nur dann bewußt, wenn die Jahreskarte zu bezahlen ist. Welche Hoffnungen setzte nicht der Liberalismus auf die jungen Kräfte, auf den Nachwuchs. Zahlen kann er, wenn er es richtig anfaßt, auch zusammenbekommen, Mitgliederzahlen — wenn die ihm genügen, so hat er ein Ziel erreicht. Aber Kräfte, lebendige, wirkende, tätige, werbende Kräfte, die werden ihm in absehbarer Zeit in Hamburg nicht erblühen. Es geht ja auch ohne dies.

Man frage mal einen intelligenten Hamburger „Jungen Mann“ nach den politischen Verhältnissen innerhalb seiner Vaterstadt, oder deren Verhältnis zum Reich; er wird im günstigsten Falle zu antworten wissen, daß Hamburg eine freie Hansestadt, ein republikanisches Staatswesen ist, aber darüber hinaus wird er nichts mehr wissen. Wie anders dagegen der junge Kaufmann in Berlin. Möge jeder nach Belieben mit sich ausmachen, welcher Zustand ihm besser gefällt.

Es ist ganz zweifellos, daß der unpolitische Sinn des Hamburger „Jungen Mannes“ diesem einmal verhängnisvoll werden muß. Möchte es jahrhundertlang auch ohne die allgemeine politische Teilnahme des Bürgers gehen, die jetzige, neue Zeit verlangt nicht nur politische Betätigung von jedermann, sie verlangt, daß jedermann aufs beste politisch geschult sei.

Hätte sich diese Erkenntnis den Jungen Leuten vor ein, zwei Dezennien schon eingepägt, so würde ein solch gewaltsames Gesetzgeben gegen den Handel, wie es heut preußisch-deutsch ist, nicht möglich gewesen sein.

Wenn das Schicksal der Völker in die Hände der Menge gelegt wird, so muß dafür Sorge getragen werden, daß diese Menge nicht blind bleibt. Und mag es manchem Jungen Mann heut auch noch sehr vornehm scheinen, von sich sagen zu können, „ich bekümmere mich nicht um Politik, ich verstehe nichts von ihr — und will nichts von ihr verstehn“, — der Tag muß mit Notwendigkeit kommen, wo er erkennt, daß die vermeintliche Vornehmheit Dummheit und Trägheit war. Und diese Schuld wird sich bitter rächen. Ein Boot gut führen zu können ist sehr schön, zu wissen, welche Imponderabilien das öffentliche Leben, Handel und Wandel beeinflussen, das dürfte noch etwas schöner sein. Wenigstens im Schlußeffekt.

Dieser Zustand ist die Quelle, aus der der Kolonial-Staatssekretär Dernburg sein Urteil über die politische Unfähigkeit und Unfertigkeit des Kaufmannes zu einem guten Teile herleiten durfte. Er ist auch schuld, daß der deutsche Kaufmann alles mögliche kann, nur nicht kolonisieren.

So entwickelt sich jeder Nachteil aus einer Unfähigkeit. Vielleicht wird der Hamburger „Junge Mann“ bald von sich sagen: Ich muß wissen, was Politik im

allgemeinen und im speziellen ist — was sie schafft und was sie behindert, um dann selbst nach dem Rechten sehn zu können. Er hat bis zu dieser Erkenntnis noch einen weiten Weg zurückzulegen und muß sorgen, daß er den Anschluß nicht verpasse.

Sonst ist vom hamburgischen „Zoon politicon“ des XX. Jahrhunderts zu sagen, was fast klassisch vom hamburgischen Politiker aus der Zeit 1848 im „Komet“ (Leipzig) gesagt wurde.

Es handelt sich dabei um die Besprechung eines in der „Marine-Zeitung“ vom Reeder Gustav Godeffroy gehaltenen und also lautenden Speechs: „Es gibt kein friedliebenders Volk auf Erden, als wir Hamburger sind. Wir haben dies jederzeit bis auf die jüngsten Ereignisse mit Dänemark bewiesen, wo trotzdem, daß Mecklenburg, Preußen, Braunschweig, Hannover feindselig gegen dasselbe auftraten, wir neutral blieben, und von uns aus keine Truppen dahingefandt wurden, wofür wir unserm Senat nur Dank schuldig sind. Aber jetzt, wo ein von Gott aus freigegebenes Element: „Die Elbe“, angegriffen wird, wodurch man unsern Handel zerstören und ruinieren will, nun ist es Zeit, daß wir uns rühren, um die Ehre Hamburgs, das heißt die Ehre Deutschlands zu retten.“ Zu diesem kaufmännischen cri de détresse bemerkte das obengenannte Leipziger Journal folgendes: Daß Gott erbarm! Also bloß deshalb, weil die Elbe blockiert ist; sonst könnte Deutschland der Teufel holen. Aber der gestörte Handel hat die Ehre des friedfertigen Hamburgs zur deutschen Ehre gemacht. Sie hätten ruhig geschwiegen, geschlummert, wenn der ganze übrige Handel Deutschlands zu Grunde gegangen wäre; und noli me tangere — da verstehen wir auch keinen Spaß.“

Es ist auch heute noch nicht viel anders geworden. Alles Ziel des Lebens eines Hamburger „Jungen Mannes“ ist — ein reicher Kaufmann zu werden. Er erträgt sogar gleichmäßig allen Spott, weil er meint, daß auch dieser ihm von der weisen Vorsehung als die ausgleichende Strafe für den bevorzugten Stand des Hamburger Kaufmannes nicht erlassen werden könnte.

Der Hamburger „Gotha“

Der Hamburger Kaufmann ist stolz. An dieser Tatsache magt kein Mensch zu rütteln. Er nennt sich mit Bedeutung „Königlicher Kaufmann“, um damit die große Fülle seiner Macht anzudeuten.

Der Hamburger Kaufmann hat ja eine Geschichte, der Aehnliches oder Gleiches sobald nicht an die Seite gestellt werden kann. Es ist die Geschichte des aufstrebenden, mächtigen, sich des Wertes bewußten Bürgers — die Geschichte der Hansa.

Von Fürstengunst und -Glanz hielten die Hamburger nie mehr, als ihnen zum Handeltreiben gerade notwendig erschien; aber sie blieben doch, mochten die Zeiten sich wandeln, wie immer es ihr beliebte, Republikaner. Sie duldeten keine Kronenmacht über sich.

Im Grunde treiben sie dabei aber noch Wortspalterei; denn der Patrizier Hamburgs fühlt sich ja königlich. Er hat kein Wappen — aber er hat Tradition, die so verknöchert und spinnwebenalt ist, daß sie einen Heraldiker vor Neid blaß machen könnte.

Statt der Zahl der Vasallen und Regimenter haben die Hamburger Kaufleute Schiffe befehligt. Statt des genealogischen Gotha haben sie — Bankkontos.

Der Hamburgische Adel will mit Edelmetallgewichten gewogen sein. Von, auf, zu — diese Titel locken ihm

noch nicht einmal ein Lächeln ab. Treffen, Orden, Lizen und Bänder sind ihm nicht der Beachtung wert — Kreditbriefe und Kreditwürdigkeit schätzt er höher. Und überläßt deshalb dem „alten Adel“ die verrosteten Waffen, die Schilde und Schwerter; — ohne Pietät betrachtet — schätzt er diese Sachen eben nur nach dem alten Eisenwert, und der ist gering, wenn nicht irgend ein Museum einen Liebhaberpreis dafür zahlt.

Die Geschichte seiner Ahnen ist nicht eine Geschichte von Helden, die nur um Lorbeerkränze kämpften; es sei denn, daß er ein Handelsartikel war. Nicht um Provinzen zu erzwingen, in denen das Wappen der Familie gehißt wurde, sondern um in ihnen die Haus- und Kontorflagge zeigen zu können. Die Hamburger Helden kämpften um Geschäftsfreunde. Das ist der Ruhm der Hamburger Patrizier, den Gaumen der nähern und entferntern Landsleute kultiviert, die räumliche Ausdehnung des Erdballes überwunden zu haben.

Ein gewisses Verständnis hat ja deshalb der Hamburger Junge Mann aus gutem Hause für die Inkarnation des Heldentums in der Brust — er dient bei einem teuern Regiment sein Jahr ab — und wird Reserveleutnant. Weniger aus Stolz auf diesen Titel, sondern weil sichs an patriotischen Festtagen gut macht, in der Uniform im Muster-Pavillon zu sitzen, oder sich auf dem Jungfernstieg zu zeigen. Leider ist in der Uniform kein englisches Karo anzubringen.

Manche Hamburger Kaufleute führen, obwohl dazu berechtigt, den Adelstitel gar nicht. Es liegt ihnen nichts an ihm; das seltsame „von“ würde vielleicht nur zu Verwechslungen mit andern Firmen Anlaß geben, die nur „von“, aber nicht „bon“ sind, und dem beugt er vor.

Der Hamburger Kaufmann pflegt seine Zahlungen nur durch Banküberweisungen zu leisten. Es ist ihm

eine Selbstverständlichkeit, daß jeder anständige Mensch ein Bankkonto habe. Und diese anständigen Menschen graduiert er natürlich auch nach Rangstufen. Der Hamburger „Gotha“ ist das Verzeichnis der Giro-Inhaber bei der Reichsbank und Deutschen Bank. Die Herrschaften sind braunflügelig. Das ist die Farbe des Hamburger Adels. Dann kommen die einfach blauflügeligen (Konto bei der Dresdner, Norddeutschen Bank u. s. w.), und endlich kommt der niedere Adel, dessen Konten sich bei irgend einer kleinen Privatbank herumtreiben. Aber — er hat eben noch Konto. Wer so niedrig geboren ist, daß er überhaupt kein Konto hat, der ist kein Mensch.

Er kann in der Gesellschaft, die etwas auf sich hält, unmöglich gelitten werden. Man spricht von ihm nicht, und sei er der größte Künstler oder Gelehrte. Was soll man wohl mit einem Menschen anfangen, der kein Bankkonto hat. Wie bezahlt denn solch' ein Mensch — ja — noch härtere Fragen: Beahlt er denn überhaupt?

Die Väter der Herren Söhne, die im Reichsbank-Giro-Verzeichnis stehen, erfreuen sich der Wertschätzung ihrer erbenden Rechtsnachfolger im Mannesstamme. Was die Väter auch immer gewesen sein mögen, das Reichsbank-Giro-Konto macht die Söhne zu Prinzen von Gebliit.

R. B. G. C. ersetzt in Hamburg die umständliche Zeremonie des Ritterschlages. Wer es erst soweit gebracht hat, der lebt in der Fontenay und blickt mit unfählicher Verachtung auf das Gehudel unter sich.

Wer im Reichsbank-Giro-Verzeichnis steht, fühlt sich Repräsentant der Menschheit, die ein verbrieftes Recht am Genuß, an allen Genüssen des Lebens hat. Man dünkt sich nicht umsonst ein Napoleon — des Kaffeehandels — und lächelt über die im Reiche geltende Feudalität. Er,

Der Hamburger „Junge Mann“, hat sie nicht nötig — und er kehrt mit kühler Gelassenheit sogar den Republikaner heraus, wenn bei einer Msterregatta ein veritabler Prinz sein, des Kaufmanns, Boot steuert. Und diese republikanische Gesinnung prästiert er, indem er gegen den Sieg des prinzlichen Bootführers — Protest einlegt. Im übrigen zehrt seine Eitelkeit doch von dem Prinzenbesuch, so daß er ihn als Selbstverständlichkeit oft und gern in Stadt und Land bekannt macht.

Auch seiner Ueberhebung über die akademische Bildung, als Mittel zum Zweck, verfehlt er nicht Ausdruck zu geben. Was ist ein simpler Doktor, was gar ein Künstler? Ein einfacher Spieler, der von 7 bis 10 eine Krone trägt. Andere Künstler kennt ja Hamburg nicht. Musiker, Maler — die könnten in Hamburg langsam verhungern.

Man hofft zwar, daß eine Universität in Hamburg in die oft lächerliche Exklusivität der „Kaffeefäcke“ eine Bresche legen würde. Ja, selbst der Couleur will man deshalb zustimmen, nur würde sie, wie der lose Hamburger Spötter Balder Olden sagte, den Namen Mammonia führen müssen. Würden Bestimmungen auf Terminhandel in Kaffee und Pfeffer geschlagen werden. Abfuhr würde bedeuten — man müsse die Differenz bezahlen.

Im Kontor und auf der Börse

So kritisch man dem „Jungen Manne“ nun in allen Einzelheiten auch gegenübertreten möge — und das mit Recht — im Kontor und auf der Börse nötigt er Jedermann Achtung ab. Hier kennt er keine Zersplitterung der Kräfte, hier ist er Verwalter der großen Tradition.

Hier öffnet sich sein Blick — und er überfliegt Länder und Meere; von hier aus legt er seine mächtige Hand auf die Welt des Handels.

Wir müssen drei Kategorien auch hier unterscheiden: Die in Reedereien, in Exporthäusern und in einfachen Laden- und Warengeschäften Tätigen.

Der „Junge Mann“, der im Reedereibetriebe arbeitet, nimmt die exklusivste Stellung ein. Er hat eine mehr als gewöhnliche, d. h. Einjährigen-Schulbildung. Er kann nicht an der Scholle kleben. Es liegt in der Natur seines Berufes, daß er in aller Welt heimisch und zuhause ist. Er weiß deshalb, daß es auf ihn ankommt — und das befördert sein Streben. Er muß Politiker und Volkswirtschaftler zusammen sein, er muß die Kämpfe kennen, die in den fremden Erdteilen Gefahren für Hab und Gut bringen. Die Ereignisse des Tages dürfen ihn nicht und nie überraschen. Seine Arbeit muß allen Kombinationen voraus sein.

Die jungen Leute aus den Reedereien stellen deshalb die Elite der jungen Kaufmannschaft dar.

Ihnen reihen sich die aus dem Export an. Auch sie kennen meistens Land und Leute jenseits des Ozeans. Nur haben sie leider mit dem Bolontärwesen zu kämpfen, das die wirtschaftlichen Verhältnisse des Hamburger Jungen Mannes zu solch abänderungswerten macht.

Die exotischen und fremdländischen jungen Leute, die von reichen Vätern — von Geschäftsfreunden nach Hamburg gesandt werden, um hier etwas zu lernen, denn Hamburgs Ruhm ist groß, die beziehen natürlich keinen Gehalt. Sie arbeiten umsonst — und nach Belieben. Dagegen bilden sie Klubs — und haben ihren eignen Wimpel und Tisch im Msterpavillon — und ihre Randalier-Gäße in irgend einem andern Café. Sie geben viel aus, handeln dafür aber wenig Weisheit und Kenntnisse ein.

Endlich sind die Kontoristen schlecht hin zu nennen; nur zu erwähnen. Sie unterscheiden sich in nichts vom Gros der Jungen Leute in Berlin, Breslau zc. — nur tragen sie bei jedem Wetter einen Schirm — und ebenso beharrlich Gummischuhe.

Im Kontor und auf der Börse erringt der Hamburger Junge Mann eine große Selbständigkeit. Er muß auch ohne Instruktionen den Augenblick auszunützen verstehen. Wie oft hängen Tausende als Verdienst oder Verlust von seiner raschen Entschlossenheit und Energie ab.

Diese „Jungen Leute“ fallen dem Fremden auf, in ihnen sieht er den Typ, der zu Recht dem Namen „Hamburger Junger Mann“ Stolz und Klang gibt.

Wer die Hamburger Börse besucht, ist erstaunt, zu sehen, daß so viele Jungen Leute dort in großer Geschäftigkeit sich aufhalten. Sie sind die eigentlichen

Träger der Geschäfte. Mit welcher Ruhe und Selbstverständlichkeit wickeln sie alle Ordres ab. Ohne Hasten sind sie überall, wo ihre Anwesenheit irgendwie nötig ist. Sie wissen, daß im Schweigen zur rechten Zeit und im planvollen Handeln die Wurzeln des Erfolges ruhen.

Auf diese „Zungen Leute“ hat Hamburg Ursache stolz zu sein.

Inhalt:

	Seite
Vorrede	5
Im Café	7
Privatmittagstisch	13
Auf dem Jungfernstieg	17
Platzmusik	21
Auf der Alster	26
Im kleinen Hafen	32
Englisch spoken	37
Im Theater	41
Auf dem „Dom“	47
Nach Blankenese	52
Der Stift	56
Als „Zoon politicon“	61
Der Hamburger „Gotha“	67
Im Kontor und auf der Börse	71

DAS SCHÖNSTE GESCHENKSWERK



Der Roman von **TRISTAN UND ISOLDE**

Herausgegeben von Joseph Bédier, übertragen von Dr. Julius Zeitler

Illustrierte Ausgabe mit etwa 150 Vollbildern, Textillustrationen
und Zierleisten

VON

Robert Engels

Preis in vornehmem Geschenkband Mk. 18,—, Liebhaberausgabe,
in Leder mit moiréseidenem Vorsatzpapier, nur noch 12 nummerierte
Exemplare, Preis in feinstem Ledereinband gebunden Mk. 50,—.

•Der Roman von Tristan und Isolde ist das hervorragendste poetische Erzeugnis der modernen Romantik. Halb Geschichte, halb Dichtung, schildert er die Schicksale des unsterblichen Liebespaares, die schon Wagner zu seinem grossartigsten Musikdrama begeisterten. Die tiefe Poesie des Romans steigert sich in einzelnen Abschnitten zu einem geradezu berückenden Glanz. Es giebt keine Geschichte, die zugleich ergreifender und entzückender wäre, als dieser Roman. Seine Lektüre ist wie eine Wanderung im romantischen Märchenwald. Es ist ein Liebesbrevier von höchstem Rang und ein Lebensbuch, das jedem seine eigenen Schicksale wieder spiegelt.

Hamburger Cor respondent.

•Es mag das Buch für weiteste Kreise ein Ereignis sein, den Freunden feiner Literatur, wie den Liebhabern prächtigen Buchschmucks, den Bibliophilen, wie den Jüngern des grossen kunstgewerblichen Aufschwunges, den wir erleben. Allen Kulturmenschen sei das Buch ans Herz gelegt, es will ein Gedenk- und Geschenkbuch für alle sein. Der Preis des Werkes ist im Verhältnis zu seinem Umfange, der glänzenden Ausstattung und dem Reichtum an Abbildungen überaus niedrig angesetzt.

Bremer Nachrichten.

Ausser der illustrierten Ausgabe ist auch eine Ausgabe des Textes erschienen. Diese kostet brosch. Mk. 4,—, geb. Mk. 5,—.
Beide Ausgaben werden in jeder Buchhandlung gern zur Ansicht vorgelegt.

Neue Bücher von Felix Hübel:

Und hätte der Liebe nicht . . .

Roman von Felix Hübel

Preis brosch. M. 4,—, geb. M. 5,—.

„... Felix Hübel ist ein echter Dichter. Der Stimmungszauber, der über seinem Buch liegt, macht es zu einem Kunstwerk. Die hineinstreuten feinsinnigen Urteile über Kunst und Künstler geben dem denkenden Leser noch einen besonderen ästhetischen Genuss.“ *Berliner Tageblatt.*

„Etwas für anspruchsvollere Leser, die Rhythmus auch in der Prosa lieben und eine psychologische Vertiefung der Charaktere erwarten.“

Morgenpost, Berlin.

„... Es ist ein schrecklich realistisches Buch eines Idealisten.“
Victor A. Reko, Wien.

In einer Winternacht

Gespengergeschichte von Felix Hübel

Preis brosch. M. 2,—, geb. M. 3,—.

„Eine unheimliche Geschichte. Namentlich im Anfang liefert der Verfasser ein Meisterstück einer packenden und die Spannung aufs höchste steigenden Erzählung. Mit wenigen kräftigen Strichen sind die einzelnen Personen gezeichnet und heben sich silhouettenartig scharf von dem Hintergrunde ab. Man merkt an jedem Strich den Meister. Es ist so recht eine Lektüre für den stillen Winterabend, wenn der Sturm um Erker und Türme heult und gefrorenen Schnee knisternd an die klirrenden Scheiben wirft!“

Neue Preuss. (Kreuz-) Zeitung, Berlin.

Der Schmetterlingskuss

Tagebuch eines Zwanzigjährigen von Felix Hübel

Preis brosch. M. 2,—, geb. M. 3,—.

„Eine reizende kleine Novelle des bekannten Autors. Die schikanöse Idee des Schmetterlingskusses dürfte nach Lektüre dieses Buches bei unseren lieben Mädchen wohl bald in Praxis umgesetzt werden. Man merkt auf Schritt und Tritt, in welcher guten Schule Hübel gegangen ist. In vielem erinnert er an den jungen Goethe...“

Die Geissel, Wien.

„Worin der profane Lippenkuss einen Ersatz gefunden hat, das lehrt Hübel als Ovid des Küssens in überaus reizvoller Weise, und hat dadurch seiner Novelle ausser dem rein künstlerischen auch einen höchst belehrenden Charakter verliehen.“

Königsberger Neueste Nachrichten.

Die kleine Königin

Eine märchenhafte Geschichte von Felix Hübel

Preis brosch. M. 1,50, geb. M. 2,50.

„Ein Buch, ganz Duft, Traum, Klang und Bild, — Poesie. Zarte, altdeutsche Märchenpoesie durchwirkt das Buch. Ein ganz unnützes, uninteressantes Ding ist dieses Buch, gar keinen Nützlichkeitswert hat es, es macht einen nicht klüger und nicht raffinierter; darauf kommt es aber doch den modernen Lesern an. Sie werden es darum wohl gar nicht lesen? Vielleicht doch! Vielleicht haben Sie einmal das Verlangen nach der Dämmerstundenstimmung warmer Stuben im Winter, wenn von blühenden und schönen, von glänzenden und unwahrscheinlichen Dingen eine leise, tremolierende Stimme erzählt, während draussen Flocke auf Flocke niederstiebt und über die Landschaft einen Pelz deckt, weisser und glitzernder denn Hermelin.“

Arthur Kössler in der „Freistadt“.

Zuletzt erschien:

Die grosse Sehnsucht

Roman von Felix Hübel ✧ Preis brosch. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Dieser prächtige Roman erschien Ende 1904 und erlebte schon Frühjahr 1905 seine dritte Auflage!

Verlag von Hermann Seemann Nachfolger in Berlin und Leipzig.

Ein prächtiges Geschenkbuch für Kinder und
Kinderfreunde:

Die verkaufte Großmutter

von
Hanns Heinz Ewers
mit acht farbigen Beilagen
u. zahlreichen Textbildern
von **Horst-Schulze** ..

2. Auflage. Preis vornehm und solid geb. Mk. 2,50.

„Ein prächtiges Büchlein. Eine Sammlung phantasievoller bunter Märchentüchlein, eingeleitet und geeint durch eine originelle, köstliche Idee.“ Der arme Teufel, Berlin.

... Die durch gotische, fette und leicht lesbare Typen gebiegene Ausstattung und der solide Einband des Märchenbuches steigern seine Empfehlungswürdigkeit.“ Neue Preussische (Kreuz-) Zeitung, Berlin.

... Ein unterhaltsames Buch, das mit seinen grotesken Bildern einen Zubehörfolg davontragen wird.“ Ostfriesisches Schulblatt.

„Wer im vorigen Jahre die wunderschöne Ausgabe von Till Eulenspiegel aus demselben Verlage gekauft und an ihr sich erfreut hat, für den bedarf es nur des Hinweises, daß das vorliegende Märchenbuch, in derselben prächtigen, durchaus modernen Ausstattung herausgekommen ist, in gotischen Typen gedruckt, mit schönem Bilderschmuck von Paul Horst-Schulze. Die Märchen selbst werden jedes Kind entzücken. Wir empfehlen das Buch aufs wärmste.“

Wegweiser für Lehrmittel, Berlin.

„Anregend, belehrend, unterhaltend ... Kann besonders Knaben von 6-12 Jahren empfohlen werden.“

Tägliche Rundschau, Berlin.

„Das ist überhaupt das Charakteristischste an diesem wirklich guten Märchenbuch: wie das Kind, so wird es auch der Erwachsene, der es einmal zu lesen begonnen, nicht eher wieder aus der Hand legen, bis er auch die letzte Seite beendigt hat.“

Bremer Nachrichten.

„Die zahlreichen Voll- und Textbilder (zum Teil buntfarbig) stehen in ihrem künstlerischen Werte und ihrer plastischen Anpassung an den Text weit über der gewöhnlichen Märchenillustration; es sind durchweg Arbeiten eines Illustrators allerersten Ranges, die dem Auge des prüfenden Kritikers ebensolchen herzlichen Genuß bereiten, wie dem des naiv empfindenden Kindes.“

Theodor Gmel

in den Düsseldorf-Neuesten Nachrichten.

„Auch Erwachsenen wird das hübsche Buch gefallen. Das Buch besitzt auch einen vorzüglichen (alte gotische Lettern!) Druck.“ Dr. Alfred Möller.

„So erscheint das ganze Buch als Lichtstrahl in dem Kinderleben und sei jedem Knaben empfohlen. In jeder Jugendbibliothek habe es seine Stelle.“

D. Kuntel, Lehrer, in einem öffentlichen Vortrage.

„Ein echtes, rechtes Kinderbuch von anmutiger Poesie.“

Die Reichswehr, Wien.

„Ein eigenartig schönes Kinderbuch ... Das Ganze ist ein kleines Meisterstück der Buchkunst.“

„Solche Bücher müssen wir unseren Kleinen in die Hand geben, wenn wir sie zur Kunst erziehen wollen.“ Monatshefte für Graphisches Kunstgewerbe Berlin.

„Ein ganz allerliebstes Märchenbuch voll Poesie und köstlichen Humors.“

Schweizerische Lehrerzeitung, Zürich.

„Mit köstlicher Frische und ebensoviel Humor wie Phantastie erzählt.“

Hamburgischer Correspondent.

„Das Buch wird überall in der Kinderstube innige Freude hervorrufen.“

Preussische Lehrerzeitung, Spandau.

„Ein anregendes, belehrendes, prächtig unterhaltendes, famos ausgestattetes Buch für Knaben von 6 bis 12 Jahren.“

Wiesbadener Tagblatt.

„Die ursolide Ausstattung des ganzen Buches wird dem „Zerreißen“ lange standhalten, obgleich sich die Kinder um „Die verkaufte Großmutter“ reihen werden.“

Frizs Haus, Berlin.

„Ein wirkliches Volksbuch.“

Gewerbeschau, Zittau.

„Jung und Alt mag sich an den schmackhaften Geschichten erfreuen.“

Neues Wiener Tagblatt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Verlag von Hermann Seemann Nachfolger
Berlin und Leipzig.

Die

Soeben erschien in 3. Auflage:

Berliner Bohême

von **JULIUS BAB.**

Inhalts-Verzeichnis.

- | | |
|---|---|
| 1. Vom Wesen der Bohême | 9. Berliner Bohême um 1890 |
| 2. Die Bohême der Romantiker I
(E. T. A. Hoffmann und
Devrient) | 10. Bohême, Sozialdemokratie
und Anarchismus |
| 3. Die Bohême der Romantiker II
(Grabbe und Heine) | 11. Die neuromantische Bohême
(Dehmel und Przybyszewski) |
| 4. Die „Freien“ bei Hippel
(Stirner) | 12. Paul Scheerhart und Peter
Hille |
| 5. Zwischenzeit (1850 - 1880) | 13. Das letzte Lustrum der
Berliner Bohême |
| 6. Die Brüder Hart | (Neue Gemeinschaft — Die
Kommenden — Ueberbrettli) |
| 7. „Durch“. | |
| 8. Friedrichshagen | 14. Gegenwart |
| 15. Vom Sinn der Bohême. | |

In der Literatur und Kultur ist die Erscheinung der Bohême als das gesellschaftliche, asozialistische und anarchistische Zigeunertum ein grosses, fruchtbares und unentbehrliches Element. In allen ihren Zusammenhängen behandelt sie Julius Bab in seiner Berliner Bohême. Jedes Kapitel seines Buches gibt ein lebendiges und sozusagen dramatisch bewegtes Bild des Berliner Literaturlebens und beleuchtet, durch Geist und witzvolle Aperçus das groteske und abenteuerliche Treiben eines Literaturvölkchens, dem näher zu treten sich kein Gebildeter versagen kann. Jeder Berliner und jeder Fremde, der Berlin von der interessantesten Seite kennen lernen will, wird zu der Berliner Bohême von Julius Bab greifen müssen.

Zum Preis von Mark 1,— ist das Buch durch jede Buchhandlung zu beziehen. Wenn es nicht vorrätig sein sollte, wende man sich an den **Verlag Hermann Seemann Nachf.**, Berlin NW. 87, Wullenweberstrasse 8.

Zwei für weiteste Kreise interessante Werke des
bekanntesten Berliner Kulturschillerers Max Bauer

Das Geschlechtsleben in der deutschen Vergangenheit

von Max Bauer. 2. Aufl., brosch. M. 4.—, geb. M. 5.50

Das Berliner Tageblatt brachte wenige Tage nach Erscheinen des Buches folgende Besprechung: „Mit sachlichem Ernst und strengem Zurückstellen aller Einzelheiten, die nur einen pikanten Reiz haben könnten, führt der Autor in ein Kapitel der Kulturgeschichte, das — selten behandelt — doch von einschneidender Wichtigkeit für die Beurteilung des Volkslebens ist. Mit Recht wendet er sich gegen die Lobredner der ‚guten alten Zeit‘, weiche die Schäden im Verkehr der Geschlechter als ein Zeichen der Gegenwart hinstellen. Wir erfahren aus dem Werke Bauers, wie umgekehrt die Anschauungen über Geschlechtssittlichkeit in vergangenen Jahrhunderten bei weitem gröber und in ihrer Naivetät für unser heutiges Gefühl verletzend sind. Der Verfasser bringt aus alten urkundlichen und literarischen Quellen eine Fülle von Stoff und läßt in anschaulichen Bildern den Geist jener Zeiten, soweit er sich im Verkehr der Geschlechter äußert, an uns vorüberziehen. Er beginnt mit dem frühen Mittelalter, mit der moralischen Devastierung des alten Germanentums, und spiegelt das Leben in Stadt und Land und in den Klöstern wieder. Interessant ist das Kapitel ‚Die Kleidung‘, nicht minder seine Ausführungen über das ‚Schönheitsideal‘. Das Buch wird auf den Kulturhistoriker wie auf den Ästhetiker gleiche Anziehungskraft ausüben.“

„Der handliche Band bietet einen kurzen Abriss seines Themas, wie ihn jeder kennen muß, der sich mit den schwierigen Fragen der Prostitution und der öffentlichen Sittlichkeit auch nur in passiver Anteilnahme beschäftigen will.“

„Die Frau“ (Helene Lange).

„... Ein recht nützlich Werk, aus dem man sich schnell orientieren kann. Daß es flott und unterhaltend geschrieben ist, ist ein weiterer, nicht zu unterschätzender Vorzug. Wo es not tat, hat Bauer auch einmal ein kräftiges Wörtlein gesprochen und sich überhaupt nicht geniert, die Dinge bei ihrem Namen zu nennen.“

Berliner Morgenpost.

„Das Buch wird nicht nur auf den Kulturhistoriker und Ästhetiker, sondern auch auf den ernststen Laien, auf den gebildeten Mann und die weise, denkende Frau die gleiche Anziehungskraft ausüben.“

Rhein.-Westf. Zeitung.

Vom gleichen Autor erschien soeben:

Der deutsche Durst

Preis brosch. M. 4.—, geb. M. 5.50

Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, Berlin NW 87.
— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen —

Lotte Glimmer

ist für die Leser der „Berliner Morgenpost“ eine liebe alte Bekannte. Vor einigen Jahren ist der Roman, der nun als Buch vorliegt, im Feuilleton der „Morgenpost“ erschienen und hat eine mächtige Wirkung auf die Leser und vor allem die Leserinnen ausgeübt. Hunderte von Briefen mit der Bitte um „doppelte Portion“, das heißt um größere Fortsetzungen, kamen an die Redaktion, herzliche Dank-sagungen für die Stunden reichen Genusses, ja sogar viele Liebesbriefe an den Verfasser. Kann sich ein Dichter Schöneres wünschen, als daß die Mädchen zu ihm kommen, ihm ihre Herzen bringen, ihm danken und ihn lieben? Wer das Buch jetzt liest, wird diese Wirkung sofort verstehen. Tausende haben ihr Spiegelbild in „Lotte Glimmer“ gesehen, haben voll höchsten Staunens erkannt, daß es einen Menschen gibt, der ihr Innerstes kennt, ihre geheimsten Regungen, die sie niemandem anvertraut haben und die nun hier ausgesprochen sind, so wahr und echt, als ob sie sie selbst niedergeschrieben hätten. — Lotte Glimmer

muß jeder lieb haben!

„Zu wat hättest du denn am meisten Lust?“ fragt eines Tages die Mutter, als es Zeit wird, daß Lotte in ein Geschäft kommt. „Zu janischt, Mutta!“ — „Na, dir wird's noch mal eklig jehen. Als ick so alt war, wie du, bin ick in'n Dienst jezogen und hab' mir abjerackert, det mir det Blut unter die Fingernägel vorjespritzt is!“ — „Und wat haste von jehabt, Mutta?“ — „Du bist ma zu frech“, sagt Frau Glimmer böse. „Wat ick von jehabt hab'? Det ick mir rechtschaffen durch die Welt jeschlagen hab'!“ — „Denkste denn, Mutta, det will ick nich tun? Aber man braucht sich doch nich immer det Schwerste uff de Welt auszusuchen!“ So ist Lotte Glimmer. Dann steht sie im Glaswarengeschäft und putzt Gläser, daß der Sand zwischen den Zähnen knirscht und die lieben blonden Haare aschgrau werden. Ja das Leben ist schwer und aller Humor kann's nicht leichter machen. Aber Lotte kämpft wacker fort: in der Filzhutfabrik, als Kammerzofe, nach Mutters Tod als Näherin. Kleine Liebeleien bringen Sonnenschein und Gefahren. Doch Lotte paßt auf, daß sie sich nicht „vabiestert“. Darum läuft sie auch schließlich in den allein seligmachenden Hafen ein: in die Ehe. — Das ist Lotte Glimmers Lebensinhalt. Wenn man die Ereignisse so trocken hererzählt, eigentlich eine recht einfache Geschichte. Aber wer sie liest, hat reichen Gewinn. Hier ist ein Menschenschicksal gegeben, eins für Millionen, mit allen Tiefen und Höhen, Schmerzen und Freuden, die uns bewegen. Prachtvoll echt und humorvoll gesehen ist das Milieu. Erdmann Graeser ist sicherlich einer der besten Kenner Berlins und einer der wenigen, die den Berliner Dialekt wirklich beherrschen. — So schrieb vor einigen Tagen die »Berliner Morgenpost«, wohl die verbreitetste Tageszeitung auf dem europäischen Kontinent, und die Wirkung war, daß binnen kaum einer Woche drei Auflagen des Graeserschen Romans vergriffen waren. Wer das Buch gelesen hat, ist voll Rührung und Dankbarkeit dem Autor gegenüber — und so empfiehlt sich das Buch

weiter von Mund zu Mund.

Der Preis ist ein fabelhaft niedriger, der stattliche Roman von über 200 Seiten kostet bei aparter Ausstattung nur M. 1.—. — Hier ist ein Buch, das man kaufen und

nicht erst in der Leihbibliothek holen

soll, wo der Band doch fast immer vergriffen ist. Bezug durch jede Buchhandlung.
: : : : : Wo nicht vorrätig, melde man dies sofort dem : : : : :
Verlag Hermann Seemann Nachfolger, Berlin N.W. 87, Wullenweberstr. 8.

Die Grossstadtdokumente

Die der bekannte Sittenschilderer und Sozialkritiker Hans Ostwald herausgibt, bieten in äusserst billigen, leicht zu erwerbenden und gut ausgestatteten Bänden jedem Gebildeten die günstige Gelegenheit, auf unterhaltsame Weise das weite, hochinteressante Gebiet der modernen Grossstadt mit ihren Tiefen und Untiefen kennen zu lernen. Besonders werden jene Grossstadtexistenzen und Grossstadtereignisse in gediegener und doch durchaus einem jeden verständlichen sachmännischen Darstellung und Kritik geboten, die von näherer Erörterung in Zeitungen und Zeitschriften ausgeschlossen sind. Die dunklen Persönlichkeiten und dunklen Winkel werden durchleuchtet. Und grosse Stoffgebiete, dem Auge des Uneingeweihten fern, werden ihm nahe gerückt — stets von ersten anerkannten Sachkennern, deren Name dafür bürgt, dass der wissenschaftliche Gehalt durchaus auf der Höhe steht und auch die Form ihm nichts nachgibt. Ja, diese Bände, die wegen ihrer Genauigkeit und Zuverlässigkeit zweifellos von bedeutendem dokumentarischen und kulturhistorischen Wert sind, ermöglichen es geradezu zum ersten Mal, irgend ein eigenartiges Stoffgebiet auf Grund von amüsanten Tatsachendarstellungen wirklich ganz zu übersehen und den wissenschaftlichen Kern und die Geheimnisse der Materie zu erfassen.

Nicht Dinge und Vorgänge, die wissenschaftlich schon festgelegt sind, sollen hier geboten werden. Das Meiste wird hier zum ersten Mal schriftlich fixiert. Und so werden die Grossstadtdokumente sogar den ernsthaften Anspruch auf die Bezeichnung eines Quellenwerkes machen können.

Vor allen Dingen aber soll die Sammlung ein grosses, allseitiges Gemälde der modernen, der heutigen Weltstadt geben. Selbst wer die abscheulichen Schäden der Grossstadt erkennt und fasst, wird ihr doch einen gewissen Kulturwert nicht absprechen können. Und wer ihren Kulturwert preist, wird ihre Mängel nicht übersehen dürfen. Das alles sollen die Grossstadtdokumente bieten: den Wert, die Vorzüge der Grossstadt und ihre Missstände, Verderbtheiten und Verkehrtheiten.

Die Grossstadtdokumente erscheinen in Serien zu je 10 Bänden. Der Preis jedes Einzelbandes beträgt brosch. Mk. 1,—, geb. Mk. 2,—, Die ganze Serie, auf einmal bestellt, kostet brosch. Mk. 9,—, geb. Mk. 18,—.

Bezug kann durch jede Buchhandlung erfolgen.

folgende Bände erschienen:

1. Dunkle Winkel in Berlin von Hans Ostwald. 8. Aufl.
2. Die Berliner Bohème von Julius Bab. 4. Aufl.
3. Berlins drittes Geschlecht von Dr. M. Hirschfeld. 15. Aufl.
4. Berliner Tanzlokale von Hans Ostwald. 5. Aufl.
5. Das Zuhältertum in Berlin von Hans Ostwald. 7. Aufl.
6. Sekten und Sektierer in Berlin v. Eberhard Buchner. 5. Aufl.
7. Berliner Kaffeehäuser von Hans Ostwald. 3. Aufl.
8. Die Berliner Banken von Georg Bernhard. 4. Aufl.
9. Aus den Tiefen der Berliner Arbeiterbewegung von Albert Weidner. 2. Aufl.
10. Berliner Sport von Arno Arndt. 5. Aufl.
11. Das goldene Wiener Herz von Max Winter. 6. Aufl.
12. Wiener Sport von Dr. Otto Hirschmann. 3. Aufl.
13. Im unterirdischen Wien von M. Winter. 4. Aufl.
14. Wiener Adel von Feliß Salten. 8. Aufl.
15. Berliner Konfektion von Moriz Loeb. 3. Aufl.
16. Wiener Verbrecher von Emil Bader. 6. Aufl.
17. Wiener Mädel von Alfred Deutsch-German. 3. Aufl. [3. Aufl.]
18. Ballin, ein königlicher Kaufmann, v. A. Goetz, Hamburg.
19. Was ein Berliner Musikant erlebte v. Victor Noack. 3. Aufl.
20. Berliner Lehrer von J. Cews.
21. Berliner Schwindel von Rechtsanwalt Dr. Werthauer. 5. Aufl.
22. Variété und Tingeltangel in Berlin von Eberhard Buchner. 3. Aufl.
23. Zehn Lebensläufe Berliner Kontrollmädchen von Dr. med. Wilh. Hammer. 15. Aufl.
24. Berliner Gerichte von Dr. Franz Hoeniger, Rechtsanwalt am Kammergericht. 5. Aufl.
25. Berliner Klubs von Spektator. 7. Aufl.
26. Bilderstürmer in der Berliner Frauenbewegung von Dr. Ella Mensch. 5. Aufl.
27. Uneheliche Mütter von Dr. Max Marcuse. 5. Aufl.
28. Schwere Jungen von Hans Hyan. 6. Aufl.
29. Berliner Theater von Walter Curszinsky. 3. Aufl.
30. Lebeweltnächte der friedrichstadt von Satyr. 4. Aufl.
31. Moabitrium, Szenen aus der Großstadt-Strafrechtspflege, von Rechtsanwalt Dr. Werthauer.
32. Pétersbourg s'amuse von Viktor Günther.
33. Sechs Monate Arbeitshaus, Erlebnisse eines wandernden Arbeiters (Ernst Schuchardt aus Gotha), herausgegeben und eingeleitet von Hans Ostwald.

Preis pro Band nur Mk. 1.—. — Bei Abonnement kosten 10 Bände 9 Mk.
Neuete Verzeichnisse und Prospekte gratis und franko vom Verlag Hermann
Seemann Nachfolger, Berlin NW. 87, Wullenweberstraße 8.

7

18.12

17038-0005

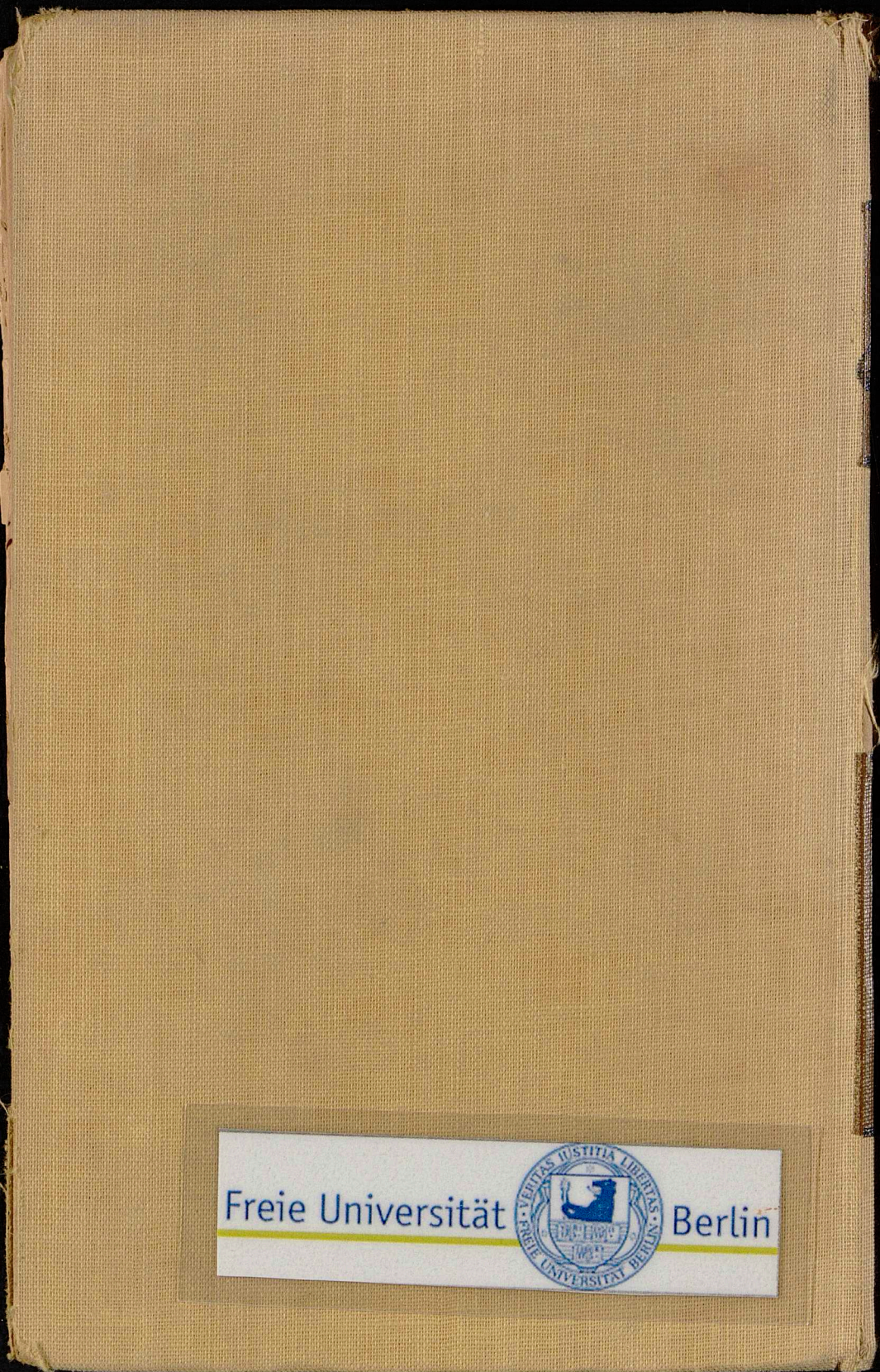
Freie Universität Berlin



1172878/188

6
30

Die
im
Kl
K
D
D

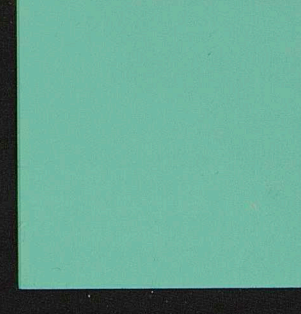
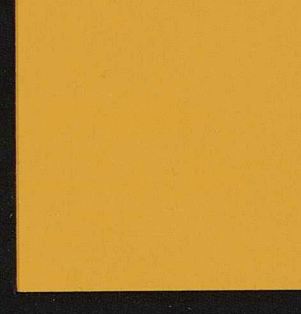
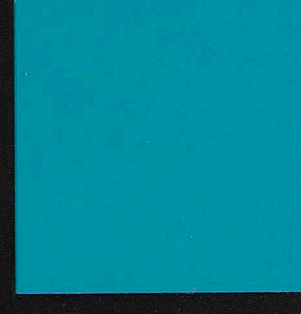
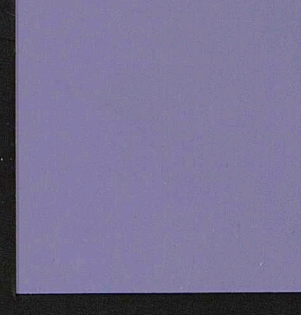
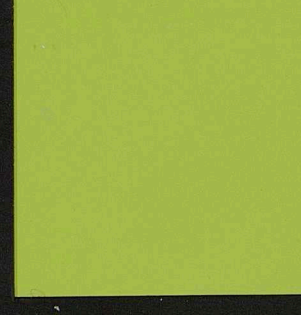
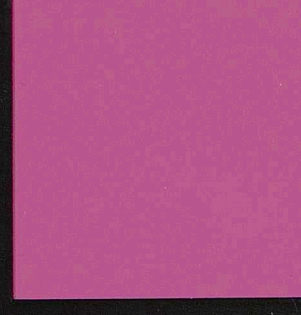
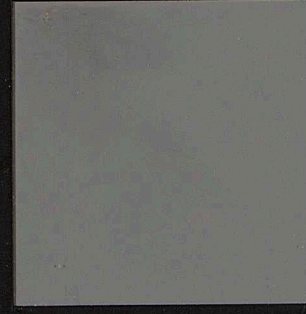
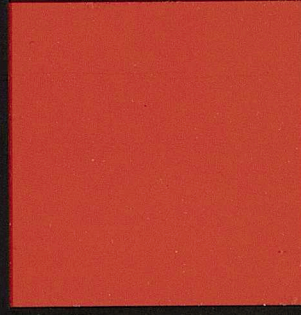
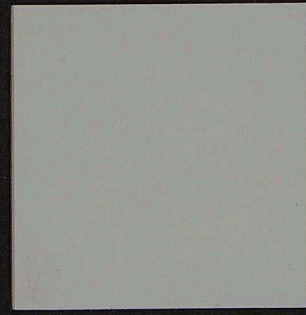
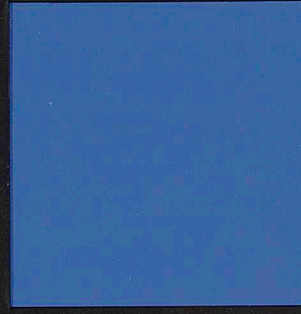
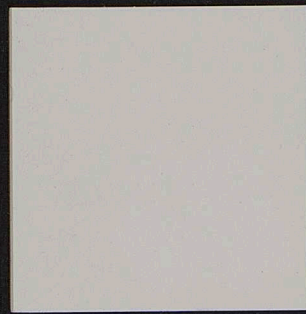
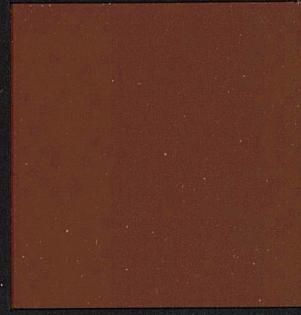
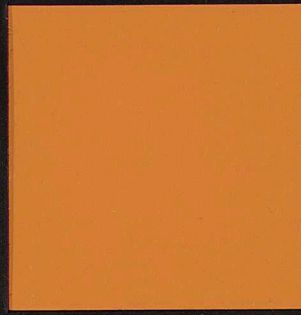
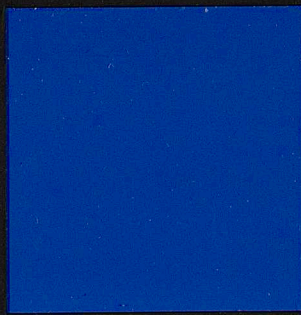
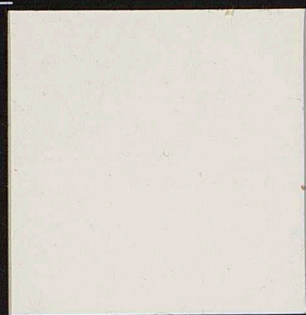


Freie Universität



Berlin

x-rite



colorchecker CLASSIC

100mm